

Die Tatsache, daß er den Gegenstand eines Gebetsaufrufs des Heiligen Vaters bildet, zeigt, daß ihm nach menschlichem Ermessen wenig Chancen auf Verwirklichung einzuräumen sind. Zunächst muß man sich klar darüber sein, daß Übersetzungen des Enzyklicatextes in die großen Weltsprachen für ein Studium des Rundschreibens allein noch nicht genügen. Der Text muß auch in den bedeutenden Sprachen der Missionsländer vorliegen. (Man muß sich daher freuen, daß die Bischöfe Tanganjikas jetzt *Mater et magistra* in Kisuheli verbreiten.) Unter den Massen kann aber diese Enzyklika nicht etwa wie der Artikel einer Illustrierten aufgenommen und verarbeitet werden. Zu ihrem Verständnis wird die Fähigkeit zum abstrakten Denken und eine tiefer gehende Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten der Welt des Industriezeitalters vorausgesetzt, die in Asien und Afrika noch nicht überall bzw. nicht in gleichem Maße aktuell sind, morgen aber aktuell sein werden. Dazu ist die sehr unterschiedliche Bildungshöhe der Massen zu berücksichtigen, die zu noch immer erheblichen Teilen Analphabeten sind. Es gilt aber auf jeden Fall, die Gedanken der Enzyklika nicht nur an die kleine Zahl der Gebildeten, sondern auch an die Ungebildeten heranzutragen, die in Zukunft bei wachsendem Ausbau des Schulwesens die Schicksale ihrer Länder mitbestimmen werden. Es sollten also die Gedanken der Sozialenzyklika in jeder geeigneten Form unter das Volk gebracht werden.

Zu fordern ist das alles leicht. Um aber dieses Ziel zu erreichen, bedarf es des Mutes zum Experiment, des Einfalls, dem zu folgen ist auch auf die Gefahr hin, daß sich nicht ausbezahlt, was investiert wurde. Ob es sich nun um die Einrichtung von Kursen, praktischen Übungen, Diskussionsgruppen in den katholischen Sozialzentren, die sozialerzieherische Arbeit der „Gewerkschaften für gläubige Arbeiter“, eine Propagierung der Kernsätze der Enzyklika in Wort, Bild, Film, Funk und Fernsehen handelt — immer bedarf es des Mutes und der Ausdauer der Sozialpioniere, und immer bleibt ungewiß, ob die Mühe und Aufwendung belohnt wird.

Daher bedarf es des Gebetes für diese Aufgabe, die gleichermaßen so groß, so umfassend wie für die Zukunft der Völker Asiens und Afrikas von so eminenter Bedeutung ist. Sie zu erfüllen würde freilich in dem Ausmaße erleichtert, wie die vom Westen nach Asien und Afrika importierte technisch-funktionalistische Einstellung „entmaterialisiert“ bzw. von einem Ordnungsdenken im Sinne der Enzyklika in unseren Ländern und Gesellschaften nach und nach abgelöst würde. Gelänge es, mittels Erziehung und Bildung zur Reflexion den Sinn für die wahren Größenordnungen in unseren Breiten zu wecken, dann wären sicher noch nicht alle sozialen Gefahren und Gefährdungen für die Völker Asiens und Afrikas beseitigt, doch stünden ihnen dann Modelle vor Augen, die ihnen Wege zu dauerhafter Ordnung wiesen.

Die 80. Generalversammlung der deutschen Katholiken in Stuttgart

Vom 2. bis 6. September 1964 fand in Stuttgart der 80. Deutsche Katholikentag statt. Es war der neunte Katholikentag der Nachkriegszeit — nach Mainz, Bochum, Passau, Berlin, Fulda, Köln, Berlin und Hannover — und zugleich der erste in einer süddeutschen Großstadt.

Stuttgart

In der hundertsechszehnjährigen Geschichte deutscher Katholikentage war Stuttgart zum zweiten Male Tagungsort der Versammlung. Bereits der 64. Deutsche Katholikentag von 1925 fand in Stuttgart statt. Auch damals folgte Stuttgart auf Hannover. An jenem 64. Deutschen Katholikentag nahm der damalige Nuntius Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., teil. Bischof der Diözese Rottenburg war damals Paul Wilhelm von Keppler, einer der großen Erneuerer der Predigt in Deutschland, der er durch Hinführung zur Heiligen Schrift als Stoffquelle und Formschule auf der Grundlage wissenschaftlicher Exegese neue und starke Impulse verlieh. 1925 war Heiliges Jahr. Auch damals richtete sich der Blick über den deutschen Bereich hinaus auf die Sorgen und Wünsche der Weltkirche.

Stuttgart, die Hauptstadt des Landes Baden-Württemberg, das sowohl der Fläche als auch der Bevölkerungszahl nach das drittgrößte deutsche Bundesland ist, zählt heute rund 700 000 Einwohner, von denen etwa ein Drittel Katholiken sind. Stuttgart gilt zu Recht als eine der schönsten deutschen Großstädte. In einem Seitental auf der linken Seite des Neckars gelegen, baut es sich die Hänge hinauf bis zu den Höhen der es umgebenden Berge auf, von denen wiederum die Wälder, Weinberge und Parks sich bis zur Stadtmitte vorschieben. Die städtebauliche Silhouette ist geprägt von den großen Profan-

bauten des Verkehrs, der Verwaltung und der Industrie. Dominanten sind der Hauptbahnhof, das Neue Schloß und der Fernsehturm, während, was dem Katholikentagsbesucher besonders auffiel, die Sakralbauten sich in die Häuserfronten einpassen und nirgendwo ins Auge fallen.

Der Raum Stuttgart beherbergt eine große Anzahl bedeutender verarbeitender Industriebetriebe, Druckereien und Verlage und ist nach dem Ausbau des Neckars in seiner Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt weiter gewachsen. Die Stadt gibt dem Besucher den Eindruck der Wohlhabenheit und Geschäftigkeit. Atmosphäre allerdings kann die Stadt nicht vermitteln. Insofern mußte der Katholikentag versuchen, sich die notwendige Atmosphäre geistiger Bereitschaft und Aufgeschlossenheit selbst zu schaffen. Hierbei kam erschwerend hinzu, daß Stuttgart im Grunde eine Diasporastadt ist. Aber im Gegensatz zu Hannover ist es nicht eine Diaspora im Sinne einer katholischen Minderheit in evangelisch geprägter Umgebung, sondern eine Minderheit überzeugter Christen in einer indifferenten Umgebung.

Das Thema

Das Thema des Katholikentages lautete: Wandelt euch durch ein neues Denken. Im Gegensatz zu früheren Leitworten und der Thematik früherer Katholikentage, die im wesentlichen ihre Essenz aus der spezifisch deutschen Situation bezogen, war dieser Katholikentag ausdrücklich auf das Zweite Vatikanische Konzil bezogen. Er sollte ein weiterer Beitrag der deutschen katholischen Laien zum Aufbruch der Kirche in die neue Zeit sein. Dieser Beitrag sollte geleistet werden vor allem durch eine weitere Annäherung der Christen verschiedener Kon-

fessionen, bei der Verwirklichung der Liturgiereform, in der die deutschen Katholiken von Anfang an eine führende Rolle gespielt haben, und schließlich im staatlichen und gesellschaftlichen Raum durch ein neues Weltbewußtsein und einen neuen Bildungswillen der Katholiken.

Diese drei Schwerpunkte traten deutlich in den Vordergrund. Die Bibelausstellung, die nur durch enge und freundschaftliche Zusammenarbeit des evangelischen und katholischen Bibelwerkes, die beide in Stuttgart beheimatet sind, in solcher Geschlossenheit und Ausführlichkeit zustande kommen konnte und die bereits am Sonntag, dem 30. September, durch Kardinal König eröffnet wurde, wurde zum großen Anziehungspunkt für alle Katholikentagsbesucher, so daß man jetzt schon den Stuttgarter Katholikentag als den „Katholikentag der Bibel“ bezeichnen kann. Die Feiern der Hauptgottesdienste, die in der Form der Konzelebration gefeiert wurden — am Donnerstag mit Kardinal Frings, am Freitag mit Bischof Lommel von Luxemburg, und schließlich der Hauptgottesdienst am Sonntag, wo der Apostolische Nuntius, Erzbischof Bafle, mit zehn weiteren Bischöfen und zwanzig Priestern das heilige Opfer darbrachte — zählen zu den unvergeßlichen Höhepunkten von Stuttgart. Die Wort-Gottes-Feier vom Freitagabend allerdings, die als Modellversuch gottesdienstlicher Feier ohne Priester geplant war, entließ die Besucher ein wenig ratlos und verwirrt. Zwar wurde die Hinwendung zur Bibel deutlich — vielleicht etwas zu übertrieben deutlich — gemacht, aber der aktiven Teilnahme der Laien am gottesdienstlichen Geschehen waren schon von der Planung her zu enge Grenzen gesetzt, Grenzen, die zumindest in Deutschland bei der üblichen Form der Gemeinschaftsgottesdienste längst überschritten sind.

Im gesellschaftspolitischen Raum wurde in den Referaten am Donnerstag und Freitag wie auch in der Delegiertenversammlung der Wandel des katholischen Bewußtseins vor allem in dem Bestreben deutlich gemacht, daß man versuchte, für die Aussagen und Forderungen positive Formulierungen zu finden. Man hatte mitunter den Eindruck, daß es nun der seit einiger Zeit üblichen katholischen Schulbekenntnisse genug sein sollte. Neben dem keineswegs abgelegneten Versagen der Katholiken auf vielen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens wurden auch die großen Leistungen und die positiven Beiträge der Katholiken herausgestellt. Noch bedeutsamer aber war es, daß der Blick, der sich von der Vergangenheit gelöst hatte, nicht bei der Gegenwart stehen blieb, sondern in einem neuen und in dieser Frische überraschenden Selbstbewußtsein in die Zukunft gerichtet wurde. Als deutliches Beispiel sei hier ein Satz aus dem Referat von Alois Schardt zitiert: „Wir konzentrieren uns viel zu ausschließlich darauf, unsere katholischen Bekenntnisschulen und Privatschulen zu verteidigen. Die notwendige Freiheit für die weltanschauliche Gliederung der deutschen Schulen zu erkämpfen ist doch nur eine Seite unserer Aufgabe. In dem Bereich, den wir selbst zu gestalten haben . . ., müßten wir über alle Kontroverspunkte hinaus ein leuchtendes Beispiel von dem geben, was katholische Pädagogik sein kann. *Unsere* Schulen müßten besser sein, *unsere* Bücher müßten besser sein.“

Dieses neuerwachte katholische Selbstbewußtsein manifestierte sich auch am Samstagabend bei der abendlichen Feier im Neckarstadion vor über 60 000 Teilnehmern, die unter dem Leitwort stand: Die Verantwortung der Christen für Volk und Staat (Ministerpräsident Kiesinger), für

Europa (Prof. Lenz-Medoc) und die Welt (Dr. Marga Klompé). In eindrucksvollen Hörbildern wurden die Teilnehmer auf den Wandel der Welt in den letzten Jahrzehnten aufmerksam gemacht und in die Thematik des folgenden Vortrages eingeführt. Besonders eindrucksvoll gelang dies für das Europa-Thema, wo die Verschiedenartigkeit der europäischen Völker durch Volkstänze von Trachtengruppen aus sieben Ländern dargestellt wurde. Zum Schluß vereinigten sich die Tanzgruppen zu einem gemeinsamen Tanz aus Israel, so in der Verschiedenartigkeit und Buntheit ihrer Trachten die Eigenart, im gemeinsamen Tanz die Zusammengehörigkeit der europäischen Völker demonstrierend. Die Referenten mahn-ten die Teilnehmer, das neue Denken in die Tat umzusetzen und die neue Welt des 20. Jahrhunderts im Geiste christlicher Wahrheit und mit der Kraft des Sauertergs christlicher Liebe aufbauen zu helfen. Nur der heile Mensch könne eine heile Welt bauen, und gerade deswegen sei es die Aufgabe vornehmlich der Christen, tatkräftig und an führender Stelle der Welt zu dienen.

Das Thema des Stuttgarter Katholikentags war überaus anspruchsvoll. Es war inspiriert von der Thematik des Konzils und vom vorwärtstreibenden Geiste der Konzils-päpste. Insofern stand schon vom Thema her Besinnung und Arbeit ohne äußeren Glanz im Mittelpunkt. Man mag den fehlenden Glanz, die fehlende festliche Atmosphäre früherer Katholikentage bedauern, der Erfolg oder Mißerfolg gerade dieses Katholikentages aber wird allein daran zu messen sein, inwieweit die Impulse, die in Stuttgart gegeben wurden, aufgenommen werden, die Wege, die aufgezeigt wurden, beschritten werden und das neue Selbstbewußtsein, das in Stuttgart geboren wurde, gestärkt werden wird.

Die Teilnehmer

Von der Zahl der Teilnehmer her gesehen, läßt sich der Stuttgarter Katholikentag mit dem vorausgegangenen von Hannover vergleichen. Es war kein „großer“ Katholikentag, und er machte sich im Stadtbild trotz angeordneter und durchgeführter Beflagung kaum bemerkbar. Dies mag vor allem auch daran gelegen haben, daß Stuttgart vorzügliche Voraussetzungen für eine solche Versammlung in dem Sinne bietet, als die Tagungsstätten an der Peripherie der Stadt konzentriert sind. So wickelten sich die ersten Tage des Katholikentags praktisch nur auf dem Killesberg ab. Die großen Hallen mit einem Fassungsvermögen von weit über 10 000 Personen liegen wenige Schritte voneinander entfernt in dem weitläufigen Gelände der früheren Bundesgartenschau, in dem die Teilnehmer zwischen den einzelnen Veranstaltungen Erholung finden konnten.

Die Großveranstaltungen am Freitag- und Samstagabend fanden in dem über 70 000 Menschen fassenden Neckarstadion statt, der Hauptgottesdienst und die Festveranstaltung vom Sonntag auf dem unmittelbar neben dem Stadion gelegenen Cannstatter Wasen. Lediglich einzelne Veranstaltungen mit vorhersehbarer Teilnehmerzahl fanden im Stadtzentrum, in der Liederhalle und im Gustav-Siegle-Haus, statt.

Insgesamt nahmen an den Veranstaltungen der ersten vier Tage von Mittwoch bis Samstag von auswärts etwa 5000 Besucher teil, die alle privat oder in Hotels Wohnung fanden, ferner 12 000 Jugendliche, von denen der größere Teil allerdings erst am Freitag und Samstag eintraf und die in Zeltlagern und Massenunterkünften untergebracht waren. Am Samstag kamen hinzu noch etwa 3000 spa-

nische und portugiesische sowie 3000 italienische Gastarbeiter aus dem gesamten süddeutschen Raum. Bei der Eröffnung am Mittwohabend waren 9000 Teilnehmer anwesend, etwa je 6000 Gläubige feierten die Messen am Donnerstag- und Freitagmorgen, an der Wort-Gottes-Feier am Freitagabend nahmen rund 25 000 Personen teil, bei der Festveranstaltung am Samstagabend über 60 000. Den Festgottesdienst am Sonntagmorgen feierten über 200 000 Gläubige, und zur Abschlußkundgebung am Sonntagnachmittag fanden sich über 150 000 Menschen ein. Hierbei muß jedoch berücksichtigt werden, daß es am Samstagabend und am Sonntag regnete, während bis dahin der Katholikentag von schönem Wetter begünstigt war.

Die Organisation war vorzüglich. Der An- und Abtransport der Menschen vollzog sich reibungslos, obwohl gerade am Sonntagnachmittag an Polizei, Verkehrsbetriebe und Bundesbahn unverwartet hohe Ansprüche gestellt wurden, da der vorgesehene Zeitpunkt für den Schluß der Veranstaltung um über eine halbe Stunde überschritten wurde. Auch die Verpflegung während der Großveranstaltungen der letzten Tage, deren Durchführung die Bundeswehr übernommen hatte, verdient hinsichtlich der Schnelligkeit und Qualität ein besonderes Lob. Die pflegerische und ärztliche Betreuung lag in den bewährten Händen des Malteserhilfsdienstes und des Roten Kreuzes.

Unter den Ehrengästen des Katholikentages waren die Kardinäle Bea, Döpfner und Frings, letzterer allerdings mußte am Donnerstag wieder abreisen. Die Bibelausstellung wurde am Sonntag vorher von Kardinal König eröffnet, der aber am Katholikentag selbst nicht teilnehmen konnte. Neben dem Apostolischen Nuntius in Deutschland, Erzbischof Bafile, waren alle deutschen Oberhirten oder ihre offiziellen Stellvertreter, mit Ausnahme der Oberhirten aus Mitteldeutschland, sowie eine große Anzahl von ausländischen Bischöfen aus fast allen westeuropäischen Ländern, aus Afrika, Asien und Südamerika anwesend. Unter den weltlichen Ehrengästen, die während des ganzen Katholikentags anwesend waren, sah man den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes, Gerhard Müller, den baden-württembergischen Ministerpräsidenten, Kiesinger, den Stuttgarter Oberbürgermeister, Dr. Klett, die Bundesminister Blank und Lücke sowie eine große Anzahl von Abgeordneten aus Bund und Ländern. Am Sonntag waren außerdem noch folgende Ehrengäste anwesend: Bundestagspräsident Gerstenmaier, Bundeskanzler Erhard, die Bundesminister Krone, Westrick und Höcherl sowie eine große Anzahl von Landesministern, Bundestags- und Landtagsabgeordneten.

Wie schon in Hannover fehlten auch diesmal die Katholiken Mitteldeutschlands.

Die Teilnahme der nichtkatholischen Christen

Zu den Gepflogenheiten der Deutschen Katholikentage der Nachkriegszeit gehört das Grußwort des offiziellen Vertreters des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Es wurde in Stuttgart von Frau Gertrud Osterloh, Kiel, gesprochen. An der Eröffnungsfeier nahmen ferner als Vertreter der evangelischen Kirchen die Landesbischöfe D. Eichele, Stuttgart, D. Bender, Karlsruhe, und der württembergische Altlandesbischof D. Haug, Freudenstadt, teil; sie wurden mit besonders herzlichem Beifall begrüßt. Ein besonderer Akzent wurde bei der Eröffnungsfeier durch die Anwesenheit des griechisch-orthodoxen Metropoliten für Deutschland, Polyuktos Finfinis, gesetzt.

Wie schon in Hannover gab es auch in Stuttgart einen offiziellen Empfang des Leiters der zuständigen Evangelischen Landeskirche von Württemberg, D. Eichele, für die führenden Persönlichkeiten des Katholikentags, an ihrer Spitze die Kardinäle Bea, Döpfner und Nuntius Erzbischof Bafile, sowie den Präsidenten des Zentralkomitees, Fürst zu Löwenstein, und den Präsidenten des Lokalkomitees, Ministerialdirektor a. D. Raidt. In seiner Ansprache hob Landesbischof D. Eichele die grundlegende Bedeutung der Bibel für das Leben der Evangelischen Landeskirche hervor und gab seiner Freude über die biblische Prägung des Katholikentages Ausdruck. Er schloß mit dem herzlichen Wunsch, daß es dem 80. Deutschen Katholikentag geschenkt werden möge, im Hören auf die Heilige Schrift das Anliegen aufzugreifen, wie dem Menschen unseres Zeitalters die Wirklichkeit Gottes glaubhaft bezeugt werden könne. Dies, so betonte er, sei für die evangelischen Christen eine dankbar begrüßte neue Möglichkeit gemeinsamer Besinnung mit den Katholiken. In seiner Antwort hob Kardinal Bea die Leistungen der evangelischen Bibelwissenschaft hervor. Liebe und Wahrheit und die Achtung vor dem persönlichen Gewissen seien die Grundlage jeder ökumenischen Begegnung. Kardinal Bea äußerte auch die Hoffnung, daß sich die Katholikentagsarbeit nicht nur zum Segen der katholischen Kirche, sondern auch der orthodoxen und evangelischen Christenheit fruchtbar auf das Konzil auswirke. Neben diesen offiziellen Begegnungen, für die Stuttgart als Heimat sowohl des evangelischen als auch des katholischen Bibelwerkes besonders fruchtbarer Boden war, hatten auch diesmal wieder zahlreiche evangelische Christen den Katholikentagsbesuchern Unterkunft und Gastfreundschaft gewährt.

Das Programm

In der Programmgestaltung der Katholikentage hat sich, so scheint es, nunmehr eine in den wesentlichen Punkten feste Form herausgebildet. Einem Auftaktprogramm vom Sonntag bis Mittwoch folgt die Behandlung des Leitthemas aus der Sicht verschiedener Bereiche des Lebens in den Öffentlichen Versammlungen. Dieser Teil wird abgeschlossen mit einer abendlichen Feier im größeren Rahmen, die jeweils auf ein bestimmtes Hauptanliegen des Katholikentags zugeschnitten ist. Der Samstag ist als Tag der Begegnung den einzelnen Gruppen und Verbänden vorbehalten und schließt mit einer Großveranstaltung am Abend. Der Sonntag schließlich dient dem Festgottesdienst und der Abschlußkundgebung.

Beim Auftaktprogramm fallen die auswärtigen Besucher kaum ins Gewicht. Dieser Teil wird im wesentlichen von den Einheimischen bestritten und nimmt auch im besonderen auf die Anliegen der jeweiligen Katholikentagsdiözese Rücksicht bzw. stellt den charakteristischen Beitrag dieser Diözese zum Gesamtbild des deutschen Katholizismus heraus. In Stuttgart war dies die Bibelausstellung.

Der Mittelteil der Katholikentage, von der Eröffnung bis zum Freitagabend, wendet sich schon mehr den auswärtigen Besuchern zu, wenngleich auch hier noch das einheimische Element kräftig zum Gesamtbild beiträgt. Stuttgart machte hier keine Ausnahme, obwohl die Zahl der Gäste hinter den ursprünglichen Erwartungen zurückblieb. Bereits vor der offiziellen Eröffnung am Mittwochabend tagte die Delegiertenversammlung der katholischen Verbände am Morgen und am Nachmittag. Die Delegierten hatten so Gelegenheit, die Veranstaltungen des Katho-

likentags und vor allem die Öffentlichen Versammlungen am Donnerstag und Freitagvormittag zu besuchen. Sie traten erneut am Freitagnachmittag zur Schlußberatung zusammen.

Den Delegierten war diesmal die Aufgabe gestellt, einen vorbereiteten umfangreichen Entwurf zu einer Erklärung zur Bildungspolitik durchzuarbeiten. Dafür standen ihnen zwei Nachmittage zur Verfügung, da der Vormittag des Mittwochs von Referaten ausgefüllt war. Die Verbände hatten zahlreiche Änderungsvorschläge vorbereitet, vor allem auch zum Abschnitt über das Schulwesen. Sie wurden am Mittwochnachmittag unter erheblichem Zeitdruck eingebracht und konnten kaum in ganzer Breite ausdiskutiert werden. Es blieb nicht aus, daß eine Reihe von Änderungen von der Versammlung angenommen wurde, die sich gegenseitig widersprachen oder der allgemeinen Konzeption der Erklärung nicht gerecht wurden. Auffallend bei der Diskussion war das allgemeine Bestreben, selbstkritische Wendungen des Entwurfs abzumildern und ins Positive zu wenden.

Die Delegierten hinterließen nach der Diskussion am Mittwochnachmittag einem Redaktionskomitee die keineswegs beneidenswerte Aufgabe, die von der Versammlung genehmigten Änderungen in den Entwurf einzuarbeiten. Das Komitee hat denn auch fast 15 Stunden daran gearbeitet. Das Ergebnis wurde am Freitagnachmittag noch einmal der Versammlung zur Beschlußfassung vorgelegt. Mit geringfügigen Änderungen wurde der neue Entwurf abschnittsweise meist mit großer Mehrheit verabschiedet. Die gesamte Erklärung ist an anderer Stelle dieses Berichts abgedruckt (S. 31 ff.).

Am Donnerstag begannen die Öffentlichen Versammlungen nach dem feierlichen Eröffnungsgottesdienst, der in Form der Konzelebration gefeiert wurde und allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Es war symbolisch, daß gleich zu Beginn ein solches Zeichen des Wandels gesetzt wurde. Es war aber gewiß auch ein Zeichen der Ermutigung für alle, die mit dem Leitwort des Katholikentags ernst machen wollten. Am Vormittag wurde dann das Leitwort aus der Sicht des Glaubens und der Kirche, am Nachmittag für den Bereich der Wirtschaft und des sozialen Lebens in jeweils drei Vorträgen abgehandelt. Die Vormittagsvorträge hörten über 4500 Zuhörer, während sich am Nachmittag etwa 3500 einfanden. Da die jeweils drei Vorträge aus Zeitgründen zu gleicher Zeit stattfanden, läßt sich an Hand der Zuhörerzahlen lediglich feststellen, wo das größte Interesse lag. Wären die Vorträge aufeinandergefolgt, so wäre vermutlich die Zuhörerzahl für die einzelnen Vorträge größer gewesen. Aus den vorliegenden Zahlen kann man aber schließen, daß für wirtschaftliche Fragen kein großes Interesse bestand. Lediglich der familienpolitische Vortrag war gut besucht. Am Donnerstagabend fanden dann in allen Stuttgarter Pfarrkirchen Bischofsmeßfeiern statt, an denen viele Gläubige teilnahmen. Die Kirchen waren in der Regel gefüllt.

Der Freitag begann wieder mit einer Konzelebrationsmesse (Bischof Lommel, Luxemburg). Anschließend folgten wiederum — wie am Vortag — drei Vorträge zu kulturellen und bildungspolitischen Fragen. Ihnen wohnten insgesamt gegen 5000 Zuhörer bei. Am Nachmittag fanden in den drei Vortragshallen sogenannte Podiumsdiskussionen statt. Der Ausdruck war nicht sehr glücklich gewählt. Besser wäre Fragestunde gewesen. Sie wurden in der Weise abgewickelt, daß von jeweils vier *advocati populi* den einzelnen Rednern Fragen zu ihrem Vortrag vorgelegt wur-

den, die von den Zuhörern schriftlich gestellt worden waren. Obwohl die *advocati* die Fragen vorher durchgesehen, nach Themen geordnet und oft mehrere Fragen gleichen Inhalts zu einer zusammengefaßt hatten, reichte die Zeit (zwei Stunden) bei weitem nicht aus, um alle Fragen zu beantworten. Die Antworten allerdings, die gegeben wurden, waren erschöpfend. Dies vor allem deshalb, weil die *advocati* sich nicht scheuten, hartnäckig Zusatzfragen zu stellen.

Am Freitagnachmittag fand die erste Pastoraltheologische Priesterkonferenz mit dem Thema „Exegese als Zugang zur Verkündigung“ statt (Prof. Schnackenburg). In der zweiten Sitzung am Samstag referierte Heinrich Kahlefeld über die biblische Homilie. Die Pastoraltheologische Priesterkonferenz hatte zum erstenmal auf dem Katholikentag in Hannover getagt. Obwohl damals die Tagung für Laien — und besonders für die interessierte Presse — unzugänglich blieb, war es uns in Hannover gelungen, die Referate unsern Lesern vorzulegen. Auch in Stuttgart tagte die Konferenz wieder hinter verschlossenen Türen. Der Wunsch, unter sich zu bleiben und die Themen in Ruhe und Besinnlichkeit zu diskutieren, ist verständlich. Unverständlich bleiben aber zwei Dinge: einmal, daß die interessierte Presse mit besonderer und ungewöhnlicher Schärfe zurückgewiesen wurde, und zum andern, daß die Referate auch nachher nicht der Presse zur Verfügung gestellt wurden. In Stuttgart wurde das damit begründet, daß der Veranstalter eine eigene Broschüre veröffentlichen wird, in der der Wortlaut und die wesentlichen Ergebnisse der Diskussion enthalten sein werden. Eine Veröffentlichung der Referate in der Herder-Korrespondenz würde nach Meinung der Veranstalter diese Publikation überflüssig machen. Diese Haltung wird von uns bedauert, war aber nicht zu ändern. Wir verweisen daher unsere Leser auf die angekündigte Publikation.

Am Freitagabend fand im Neckarstadion die Wort-Gottes-Feier unter dem Leitwort „Das Volk Gottes unter dem Wort Gottes“ statt, an der rund 25000 Gläubige teilnahmen. Wie bereits erwähnt, war diese Feier als Modellversuch eines Gottesdienstes für eine Gemeinde ohne Priester angekündigt. Leider verloren sich die Teilnehmer im weiten Rund des Neckarstadions, so daß in keinem Augenblick der Eindruck einer Gemeinde entstehen konnte. Zudem war die befestigte Fläche in Form eines Rhombus in der Mitte des Stadions viel zu groß. Insofern machte auch das liturgische Geschehen einen etwas zerrissenen Eindruck. All das wäre aber noch erträglich gewesen, wenn wenigstens das Volk innerhalb der Liturgie tragende Funktion gehabt hätte. Das war aber nicht der Fall. Vielmehr beschränkte sich die Funktion der Gemeinde darauf, den agierenden Priestern und dem Bischof zu antworten bzw. bei der Litanei mit einem *ab* und zu zugestandenem „*Erbarme dich unser*“ ihre Anwesenheit zu dokumentieren. Man wird einwenden können, daß das Volk, was ja richtig ist, nicht alles machen kann und der Fortgang der Liturgie von einzelnen vorangetrieben werden muß. Dabei bleibt aber dann die Frage unbeantwortet, warum bei der gegebenen Intention der Feier überhaupt Priester mitwirken mußten. So blieb der Eindruck zurück, daß der Veranstalter den ursprünglichen Gedanken nicht konsequent zu Ende gedacht hat. Der Samstag war der Tag der Begegnung. Die einzelnen Gruppen und Verbände trafen sich getrennt zu eigenen Gottesdiensten, Kundgebungen und Feiern. Da der Samstag in Deutschland weithin arbeitsfrei ist, waren die ein-

zelen Veranstaltungen gut besucht, wobei zum erstenmal die auswärtigen Besucher zahlenmäßig stark in Erscheinung traten. Besondere Erwähnung verdienen die Gottesdienste für die italienischen sowie die spanischen und portugiesischen Gastarbeiter. Beide waren total überfüllt. Unverständlich in diesem Zusammenhang bleibt aber, warum die Gottesdienste mit anschließenden religiös-kulturellen Veranstaltungen so spät gelegt waren (18—22 Uhr), so daß den Gastarbeitern keine Gelegenheit blieb, an der abendlichen Feier im Neckarstadion teilzunehmen. Dies um so mehr, als doch gerade die Gastarbeiter wesentlich zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit Europas beitragen.

Die abendliche Feier selbst wurde bereits geschildert. Auch hier aber wurde offenbar, daß die im Neckarstadion errichtete „Bühne“ zu groß war — selbst dann noch, als alle Tanzgruppen sich zum gemeinsamen Tanz vereinigten. Zu häufig war der Mittelpunkt des Stadions geradezu „gähnend leer“. Zweifelhaft ist auch, ob man eine solche Hör- und Schauveranstaltung mit so wenigen dynamischen Teilen durchhalten kann. In Stuttgart wurde zuviel gestanden, gesessen und gewartet. Es fehlte einfach die Bewegung, nach der die Bühne nun einmal verlangte. Freilich muß nicht nur für Stuttgart gesagt werden, daß die Geschlossenheit der Berliner Veranstaltung (wie auch in Hannover) nicht erreicht wurde, und man muß sich aus mancherlei Gründen hüten, an Berliner Erinnerungen zu messen, die ja weitgehend von der Dynamik der damals noch anwesenden mitteldeutschen Gläubigen bestimmt sind.

Zum erstenmal waren in Stuttgart die großen Feiern und Kundgebungen nicht das Eindruckvollste. Das mag zum Teil daran gelegen haben, daß das Wetter an den beiden letzten Tagen erheblich störte, zum größeren Teil aber wohl daran, daß die großen liturgischen Feiern zu stark dem Risiko des Experiments ausgesetzt waren. Man muß den Wagemut bewundern und dankbar dafür sein. Manches, wie die Konzelebration, glückte auf Anhieb, mehr noch, bildete Höhepunkte. Anderes, wie die Wort-Gottes-Feier, mißlang. Aber das ist schließlich das Risiko des Mutigen.

Ein Wort noch zur Papstbotschaft am Sonntag. Es ist nicht besonders glücklich, wenn die Daheimgebliebenen den Papst während seiner Ansprache auf dem Bildschirm sehen, während die Teilnehmer ihn nur hören können. Wie überhaupt die Konserve, sei es Bild oder Ton, in der Lebendigkeit des unmittelbaren Erlebens von vielen als Fremdkörper empfunden wird. Hinzu kommt noch, daß der Papst uns heute durch häufige Sendungen in Rundfunk und Fernsehen weder in Stimme noch in Gestalt mehr so „fremd“ ist, wie das zu der Zeit gewesen sein mag, als man zum erstenmal die heutige Form der Papstansprache wählte. Vielleicht ist es doch befriedigender, wenn die Papstbotschaft vom Nuntius verlesen wird — zumindest scheint es uns persönlicher zu sein.

Die Eröffnung

Am Mittwoch, dem 2. September, wurde der Katholikentag in den Messehallen auf dem Killesberg eröffnet. An der Kundgebung nahmen in drei Hallen 9000 Personen teil, unter ihnen Kardinal Bea und der Apostolische Nuntius sowie weitere 30 Bischöfe. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten des Lokalkomitees, Ministerialdirektor a. D. Franz Raidt, eröffnete der Präsident des

Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Karl Fürst zu Löwenstein, die 80. Generalversammlung. Er sagte:

Die Begrüßungsansprache

des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Ich eröffne die 80. Generalversammlung der deutschen Katholiken mit dem katholischen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus!

Sie werden verstehen, wenn es mich drängt, zunächst meinem Vorredner, der uns so herzlich begrüßt hat, ein Vergelt's Gott! zu sagen. Es gilt ihm und den vielen Mitarbeitern und Helfern, die seit vielen Monaten Zeit und Arbeit drangesetzt haben, uns diesen Katholikentag vorzubereiten. Möge nun alles so ablaufen, daß sie einst zufrieden darauf zurückblicken können und der 80. Deutsche Katholikentag sich in die lange Reihe glücklich einreihe, die 1848 in Mainz begann. Es ist eine reiche und verpflichtende Tradition, die sich in diesen Zahlen ausdrückt, an die vier Generationen gemeinsamer Arbeit von Laien und Priestern an der katholischen Kirche in Deutschland. Wenn ich darauf zurückblicke, fällt heute der Blick auf den ersten Stuttgarter Katholikentag von 1925. Unsere Katholikentage werden geprägt von den Verhältnissen, die sie vorfinden, von der Landschaft, in denen sie abgehalten werden, vor allem aber von den Menschen, die dort sprechen. Von 1925 muß ich wenigstens drei Namen nennen: den des damaligen Apostolischen Nuntius in Deutschland, Eugenio Pacelli. Diese erhabene priesterliche Persönlichkeit, diesen unerschütterlich treuen Freund der Deutschen werden die deutschen Katholiken nicht nur niemals vergessen, sondern auch durch nichts und niemand sich in ihrer Liebe und Verehrung für Pius XII. kopfscheu machen lassen! Dann muß ich den lieben Bischof Paul Wilhelm von Keppler nennen, zu dessen Bischofsjubiläum damals Nuntius Pacelli so schön gesprochen hat. Für die Laien aber: Dr. Eugen Bolz, den nachmaligen Staatspräsidenten von Württemberg. In Ehrfurcht verbeugen wir uns vor Leben und Schicksal dieses Mannes.

Das glückliche Verhältnis zu unseren Priestern und Bischöfen, dessen wir uns dankbar bewußt sind, ist wohl zum Teil auch in dieser Arbeit gewachsen. Gerade das Vatikanische Konzil, das bei diesem Katholikentag unsere Gedanken leitet, war die Gelegenheit, sich dessen erneut bewußt zu werden. Wenn wir so sehr das Gefühl haben, beteiligt zu sein, dann, weil wir deutlich erfahren, daß die deutschen Konzilsväter unsere Anliegen kennen und vertreten. Daß sie es in so glücklicher Weise tun, daß die Stimme dieser kleinen Zahl deutscher Bischöfe im Weltepiskopat eine solches Gewicht erhielt — erfüllt uns mit Freude und Stolz, was vielleicht bei dieser Gelegenheit einmal erlaubt sei auszusprechen! Gerade deshalb allerdings sind wir uns bewußt, daß es für uns nicht genügt, interessierte Zuhörer zu sein, sondern daß wir es mitvollziehen müssen. Das ist der Sinn der Wahl unseres Leitwortes, daß wir bereit sind, unser Stück Mitverantwortung zu übernehmen. Wenn wir uns damit zur Erneuerung unserer Kirche bekennen, dann nicht in schwärmerischer Illusion, alles müsse nun anders werden, sondern wohl wissend, daß es um ein langes und ständiges Umwandeln geht: denn nicht kirchliche Institutionen gilt es diesmal zu bessern, sondern uns selber, und daß das langsam geht, sollten wir eigentlich aus Erfahrung wissen! Der Satz in der neuen Enzyklika Papst Pauls VI.: „Der Kirche müssen wir dienen und sie lieben wie sie ist, mit Verständnis für ihre Geschichte . . .“ entspricht völlig der

Haltung, die die deutschen Katholikentage immer eingenommen haben, und muß unseren Erwartungen das rechte Maß setzen.

Das gilt wohl auch für die Erwartungen eines Zusammenfindens der Christen getrennter Konfession, die gerade uns Deutsche so persönlich berühren. Es ist uns nicht gegeben, Gottes Zeitmaß dafür zu überschauen. Trotzdem erscheint es uns unendlich wertvoll und dankenswert, daß diese Frage nun von allen Seiten und mit so großem Ernst verfolgt wird. Besonders danken wir für die Liebe, mit der auf beiden Seiten in Deutschland darüber gewacht wird, daß das Lichtlein des Zueinanderfindens, das in dunkler Stunde entzündet ward, nicht mehr erlösche.

In den hinter uns liegenden Wochen ist — oft in bewegenden Worten — daran erinnert worden, daß es 50 und 25 Jahre her sind, seit der erste und zweite Weltkrieg begann. Deutsche und französische Katholiken haben sich deshalb am 1. und 2. August an erinnerungsschweren Orten der Diözese Straßburg getroffen, um in Gebet und Opfer solches Gedenken vor Gottes Antlitz zu tragen. Uns allen ist dabei deutlich geworden, wie gerade in unseren beiden Völkern die Bereitschaft nun tief verwurzelt ist, alte Gefühle zu überwinden und gemeinsam am Aufbau eines friedlichen Europas zu arbeiten. Dabei darf ich vielleicht folgendes aussprechen: Anlässlich der öffentlichen Diskussion über die Art, wie der deutsch-französische Freundschaftsvertrag am besten auszuwerten und mit den anderen politischen Verpflichtungen der Bundesrepublik zu vereinbaren sei, ist in der Presse gefragt worden, ob die unterschiedliche Beurteilung mit der unterschiedlichen Konfession der Politiker zusammenhänge. Ich möchte die Frage nicht als unerlaubt bezeichnen, aber ich glaube, sie mit Überzeugung verneinen zu dürfen. Sicher ist das eine schwierige politische Frage, vielleicht sogar eine Schicksalsfrage — aber eine konfessionelle Frage ist das nicht. So leicht dürften wir uns politische Entscheidungen in unserer Zeit auch nicht mehr machen.

Wenn ich vorher, im Zusammenhang mit dem Konzil in Rom, unsere deutschen Bischöfe in liebevoller Verehrung erwähnte, dann meinte ich nicht nur die ehrwürdigen Bischofssitze von Aachen bis Passau oder von Freiburg bis Osnabrück — sondern ebenso die Oberhirten in Meißen, Magdeburg, Erfurt, Görlitz und Berlin. In Rom, oder etwa neulich in Innsbruck, konnten sie alle beisammen sein — voller Freude; wie mag gerade das Wort der zuletzt Genannten eine besondere Bedeutung gehabt haben! Wie gerne hätten wir sie auch hier am Katholikentag! Wie gerne hätten wir ihre Diözesanen mitten unter uns — und wieviel hätten sie uns zu sagen! Wenn wir oft in Gefahr sind, uns an tausenderlei Dinge zu verlieren: sie wüßten, worauf es ankommt. Von den Katholiken in dem weiten deutschen Land jenseits von Elbe und Werra wird wohl manch einer in diesen Tagen an Stuttgart denken, schon in Erinnerung an die herrlichen Katholikentage in Berlin! Viele der mitteldeutschen Katholiken werden aber auch diesen Katholikentag hier in Stuttgart unmittelbar durch Funk und Fernsehen verfolgen. Sie werden am Freitagabend in ihren Gemeinden durch die Wort-Gottes-Feier betend mit uns verbunden sein. So sind sie wirklich hier unter uns und mit uns. Wenn wir auch ihre Probleme nicht lösen können, können wir doch ihre Sicht von der Kirche und von christlichem Leben im Herzen haben und bei unseren Beratungen mitbedenken. Die Welt aber möge auch vom heutigen Tage zur Kenntnis nehmen, daß auch die katholischen Deutschen sich mit der Zerreißung Deutschlands niemals abfinden werden . . .

Nachdem Fürst zu Löwenstein den Präsidenten des Katholikentages, Univ.-Prof. Dr. Joseph *Meurers*, Wien, gebeten hatte, sein Amt anzutreten (Vizepräsidenten: Monika Fürstin *Waldburg-Zeil*, Neutrauburg, Emil *Kemmer*, Bamberg, Josef *Stingl* MdB, Berlin, und Elisabeth *Pitz-Savelsberg* MdB, Wiesbaden), überbrachte Frau Gertrud *Osterloh*, Kiel, die Grüße des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

Das Grußwort des Deutschen Evangelischen Kirchentages

Sie haben den Deutschen Evangelischen Kirchentag eingeladen, an Ihrem Katholikentag Anteil zu nehmen. Wir tun es gern. Sie haben Ihren evangelischen Brüdern und Schwestern erlaubt, hier ein Wort des Grußes und der Verbundenheit zu sagen. Und weil es immer ein Geschenk ist, wenn einer die Erlaubnis bekommt, in dieser zerklüfteten Welt ein Wort der Freundschaft und der Nähe zu sagen, darum sei dies hier dankbar getan. Ich darf Ihnen die herzlichen Grüße und besten Wünsche des Präsidiums und des neugewählten Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Freiherrn Richard von Weizsäcker, überbringen. Es sind Grüße persönlicher Verbundenheit. Aber sie gehen über das Persönliche hinaus. Denn schon durch unseren Ehrenpräsidenten, Herrn Reinold von Thadden-Trieglaff, ist das Hinüber und Herüber zwischen Katholikentag und Kirchentag weit mehr geworden als die freundschaftliche Beziehung der führenden Persönlichkeiten hüben und drüben. Das wird so bleiben.

Wir lieben diese gute alte Verbindung zwischen Ihnen und uns. Aber seit Beginn Ihres Konzils schauen wir Evangelischen mit noch größerem Anteil dem entgegen, was bei Ihnen geschieht.

Trotzdem soll hier nicht die Rede sein von den Hoffnungen, die Sie und wir mit Ihnen auf den Fortgang des Konzils richten. Wir alle wissen, daß dort schwierige theologische Arbeit getan werden muß. Wir Laien sollten die Schwierigkeit dieser Arbeit nicht zu schnell mit unseren Hoffnungen überspringen. Aber warum sollten wir Laien nicht auf unseren Wegen die Nähe zueinander suchen? Wenn wir das tun, dann haben wir denen zu danken, die sich im Dritten Reich miteinander als Christen gegenüber unchristlichen Machthabern bekannt haben. Als die so Bekennenden um sich schauten, da fanden sie sich beisammen, Protestanten neben Katholiken.

Seitdem macht uns die Trennung unserer Kirchen nachdenklicher als vorher, und die Worte und Lehrmeinungen, in die die Konfessionen den christlichen Glauben verschieden zu fassen suchen, sind uns rätselhafter als früher. Es ist nicht Sache der Laien, nun die Worte zu wägen. Ausgerüstet mit dem, was wir ergriffen haben vom Glauben unserer Vorfahren, stehen wir Laien mitten in der Welt, die uns nicht auffordert zu bekennen, sondern zu arbeiten.

Mitten in dieser Welt aber erfahren wir, daß Menschen in unsere Nähe gestellt sind. Wir erleben Hilfe und Offenheit, Zuhören und Rat, Geduld und Verstehen, Versagen, Schuld und Vergebung. Wenn es Gott gefällt, sich uns zu zeigen, dann beginnen wir unter all diesem ein wenig besser zu verstehen, was unsere Kirchen aufbewahrt haben an alten Worten und noch unenträtselten Sätzen. Und dann finden wir uns auf demselben Weg, den Christen vor uns gegangen sind.

Wenn wir aber beginnen, besser zu verstehen, dann kommt es so, daß manchmal Katholiken und Protestanten

sich geistlich näher sind als den Angehörigen ihrer eigenen Konfession. Dennoch kann keiner in die Konfession des anderen hinüberfinden.

Sollte uns das ängstigen? Müssen unscharfe Grenzen uns unsicher machen? Oder wagen wir es, uns diesem Wandlungsvorgang anzuvertrauen, der ein Werden in der Kirche Jesu Christi ist? Was kann uns denn geschehen, wenn wir wissen, daß die Wahrheit Gottes und die Liebe Christi uns suchen in dieser Welt? Und wenn wir wissen, daß sie uns finden werden? Wir brauchen Geduld, weil wir nicht wissen, wann dieser Wandlungsprozeß an sein Ende gelangen und wie dieses Ende aussehen wird. Aber Geduld fällt uns dann leichter, wenn wir derweil das tun, was dabei an uns liegt.

Und was können wir tun?

Im Namen Jesu Christi aufeinander hören und miteinander reden, fragen und antworten, verstehen und schweigen, Hilfe erbitten und Hilfe leisten — wo wir auch stehen. Gott helfe uns! Er hat es uns allen versprochen.

Nach weiteren Grußworten, gesprochen vom Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart, Arnulf *Klett*, und dem Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Kurt Georg *Kiesinger*, hielt der Präsident des Katholikentages, Univ.-Prof. *Joseph Meurers*, die Festrede.

Die Rede von Professor Meurers

„Jegliche Freude des Christen, sein ganzes Tun empfängt vom Kreuz her seinen Sinn.“ Daher könne der Wandel durch ein neues Denken nur unter dem Zeichen des Kreuzes stehen. Er habe sich zu beziehen auf Gott, den Menschen und die Welt.

Die Abkehr von Gott sei ein tiefes Geheimnis des Menschen. Das Nein zu Gott beginne mit religiöser Gleichgültigkeit, mit der Verstrickung in die Dinge dieser Welt. Wir alle stünden dieser Gefahr gegenüber. „Wenn wir uns wandeln sollen durch neues Denken, dann müssen wir wissen, daß hier [in der Betriebsamkeit] schon der Weg beginnt, an dessen Ende das Nein zu Gott steht.“ Nur ein Mittel könne vor dieser Gefährdung schützen: das Gebet.

Mit der Abkehr von Gott ergebe sich auch, daß sich der Mensch seiner Würde nicht mehr bewußt ist. Man könne ihn dann deuten als ein bloßes Stück Natur und ihn entsprechend behandeln. „Demgegenüber muß mit aller Sorgfalt bedacht werden, daß Wissenschaft und Technik und in deren Gefolge die Wirtschaft auf den Menschen bezogen bleiben. Weder darf die Wissenschaft — auch nur methodisch — die Würde des Menschen in Frage stellen noch die Technik glauben, die Welt um des technischen Gestaltens willen gestalten zu dürfen, noch die Wirtschaft auf ihre sog. Eigengesetzlichkeit pochen.“

Verantwortung gegenüber der Welt bedeute schließlich nichts anderes, als die Möglichkeiten, die uns Gott geschenkt hat, sinnvoll zu verwirklichen. Das gelte sowohl gegenüber den modernen technischen Mitteln wie gegenüber den großen Aufgaben der Zeit, den staats- und sozialpolitischen, aber auch jenen der Zusammenarbeit der Christen wie auch deren gemeinsam offenen Haltung gegenüber allen Menschen.

Danach richtete der Bischof von Rottenburg, Carl Joseph *Leiprecht*, ein letztes Gruß- und Geleitwort an die Versammelten. Mit dem Abendsegens der Bischöfe schloß die Feier.

Die Öffentlichen Versammlungen

Am Donnerstag und Freitag trafen sich die Gläubigen nach Teilnahme an den Gemeinschaftsmessen in den Öffentlichen Versammlungen auf dem Killesberg.

Es sprachen am Donnerstagvormittag: Univ.-Professor *Hubert Jedin*, Bonn (Schritte der Kirche nach vorn), *Walter Dirks*, Köln (Erneuert euer Glauben und Beten), Univ.-Professor *Heinrich Fries*, München (Wir und die anderen); am Donnerstagnachmittag: *Curt Becker* MdB (Verantwortung im wirtschaftlichen Handeln), *Heinz Budde*, Köln (Den Wohlstand meistern), Univ.-Professor *Gerhard Möbus*, Koblenz (Die Familie muß leben); am Freitagvormittag: *Hans Heigert*, München (Massenmedien — Herausforderung und Antwort), *Alois Schardt*, München (Welt des Glaubens — Welt der Bildung), *Werner Ross*, Rom (Die Krise der Literatur und die Christen).

Schritte der Kirche nach vorn

Prof. *Jedin* näherte sich seinem Thema more historico von drei Seiten.

. . . Der Zusammenbruch der antiken Welt und ihre Beschränkung auf Ostrom war für die Kirche kein Ende, sondern ein neuer Anfang. Er öffnete das Tor für die Begegnung mit den germanischen und slawischen Völkern, für das christliche Mittelalter. Auch die schweren Verluste, die die Kirche seit dem 7. Jahrhundert durch den Islam erlitt, als die Kernländer der alten Kirche, Palästina, Syrien, Ägypten und Nordafrika, die Wirkstätten des Origenes, Cyprians und Augustins, unter die Herrschaft des Halbmonds gerieten, haben ihre Lebenskraft nicht ertötet. Die Römerstädte am Rhein und an der Donau verödeten, die Heiligtümer der christlichen Märtyrer blieben; das theologische Bildungsniveau sank erschreckend, aber christlicher Glaube und christliche Sitte lebten weiter — wenn es auch Jahrhunderte brauchte, ehe ihr Sauerteig die Masse der Völker durchsäuerte, ehe die geretteten Werte der christlichen Antike in der christlich-abendländischen Völkergemeinschaft eine neue Blüte christlichen Lebens hervorbrachten.

Auch diese christlich-abendländische Kultur ist freilich nicht *das* Christentum, nicht *die* Kirche, sie war einmalig und ist nicht wiederholbar. In seiner Ansprache an den Internationalen Historikerkongreß in Rom im Jahre 1955 hat Pius XII. mit aller wünschenswerten Klarheit es ausgesprochen: Die Kirche hat ihren Auftrag für alle Zeiten und alle Menschen; sie ist mit keiner Kultur identisch, nicht mit der christlichen Antike, auch nicht mit dem abendländischen Mittelalter. Sie steht über ihnen . . .

Ihrem Auftrag und Anspruch nach tat sie es immer. Aber wenn man auf dem Globus einmal betrachtet, einen wie winzigen Teil des Erdballs die Kirche um 1500 umspannte, und damit Emmerichs Missionsatlas vergleicht, dann wird der Schritt zur Weltkirche, den die Kirche seitdem getan und den uns erst das gegenwärtige Konzil zum vollen Bewußtsein gebracht hat, in seiner ganzen Weite sichtbar . . .

Ausführlich behandelte Prof. *Jedin* die Bedeutung der innerkirchlichen Spaltungen im 11. und 16. Jahrhundert für das Leben der Kirche. Er fragte: War diese Spaltung nicht eindeutig ein Schritt rückwärts?

Seine Antwort: Ich glaube, Sie alle sind geneigt, diese Frage mit einem Ja zu beantworten, und Sie können sich dafür auf einige hochherzige Worte Papst Johannes' XXIII. und auch des gegenwärtigen Heiligen Vaters

berufen. Dennoch haben auch diese Spaltungen in der Kirche einen Sinn, sie müssen einen Sinn haben, wenn die Kirche wirklich vom Heiligen Geiste geleitet, nicht nur Menschen-, sondern Gotteswerk ist . . . Als Historiker dürfen und müssen wir nach der historischen Schuld auf beiden Seiten fragen, wenn wir auch niemals imstande sein werden, diese Frage allseitig und gültig zu beantworten, weil wir in der Regel nicht bis zu den letzten Motiven der historisch handelnden Personen durchzudringen vermögen. Wohl aber dürfen und müssen wir nach dem Sinn der Spaltung fragen. Hat sie nicht auch *positive Folgen* gehabt? Nur auf drei will ich aufmerksam machen:

1. Die innere Erneuerung der katholischen Kirche vor, auf und nach dem Trienter Konzil, die katholische Reform ist kaum denkbar ohne die vorausgegangene protestantische Reformation.

2. Man schickte Glaubensboten in die neuentdeckten Kontinente, nach Amerika und Asien, auch schon nach Afrika. Eben damals, mitten in der größten und schwersten Krise der Kirche, wurden die Fundamente der Weltmission gelegt . . .

3. Die katholische Glaubenswahrheit wurde scharf abgegrenzt. Die Trienter Glaubensdekrete über Schrift und Tradition, Erbsünde und Rechtfertigung, Meßopfer und Sakramente gelten als Stein des Anstoßes, als das schwerste Hindernis für die Wiedervereinigung aller Christen. Aber ich stelle die Gegenfrage: *Dürfte* die Kirche als Hüterin der Wahrheit es geschehen lassen, daß ihr Glaube undeutlich, verkürzt wurde, daß wesentliche Stücke aus ihm herausgebrochen wurden? Noch niemand hat mir bis jetzt erklärt, wie die Kirche hätte anders handeln können . . .

Die Trienter Glaubensentscheidungen sind und bleiben für die katholische Kirche verbindlich, sie können nicht revidiert werden, aber sie sind kein Petrefakt, nichts Starres, sondern etwas Lebendiges, ein Weizenkorn, das keimt und wächst, Halm und Ähre wird und doch immer Weizen bleibt. Nichts hindert die Kirche, die alten und unvergänglichen Wahrheiten in neues Licht zu rücken. Das Konzil von Trient hat die hierarchische Struktur der Kirche mit der Spitze im Nachfolger Petri herausgestellt, mußte sie herausstellen, eben weil diese Struktur bestritten wurde. Papst und Bischöfe sind die Pfeiler, auf denen das Gewölbe der Kirche ruht. Das Gewölbe sind die Laien, das Volk Gottes, nach dem Apostel Petrus teilhaft des allgemeinen Priestertums. Die Väter des Trienter Konzils haben es nicht geleugnet, aber es trat — unleugbar — in ihren Augen zurück, weil sie die Pfeiler, Amtspriestertum und Hierarchie, gefährdet sahen. Ähnliches ließe sich zum Thema Bibellesung, Schrift und Tradition, Glaube und Sakrament sagen. An allen diesen Stellen hat die Kirche von heute Schritte nach vorn gemacht. Aber werden die vorausgegangenen Schritte dadurch zu Fehlritten? Auch sie hat die Kirche unter der Leitung des Heiligen Geistes getan. Wir alle, so glaube ich, sind zutiefst davon durchdrungen, daß der Drang zur Einheit das Werk eben dieses Geistes ist . . .

Das Konzil

Weiterhin fragte Jedin: Braucht die Kirche von heute eine Reform? Seine Antwort: Nicht in dem Sinne wie vor 400 Jahren, wo ganz offensichtliche moralische, aber auch strukturelle Mißstände zu beseitigen waren. Das ist wohl der Grund, weshalb in allen offiziellen Dokumenten des Vatikanums II das Wort „Reform“ vermieden wird. Wenn wir aber auf die Sache selbst sehen, kann kein

Zweifel darüber bestehen, daß auch die Kirche von heute „umbauen“, Überholtes durch Neues ersetzen, sich auf neue, früher nie dagewesene Aufgaben einstellen muß. Im vorigen Jahrhundert ist die Menschheit in ihr technisches und ihr Massenzeitalter eingetreten, in diesem sind wissenschaftliche Entdeckungen im Mikrokosmos und im Makrokosmos, technische Errungenschaften, Umwälzungen in der menschlichen Gesellschaft so atemberaubend schnell aufeinandergefolgt, daß es Soziologen gibt, die unsere Zeitenwende für unvergleichbar mit allen früheren halten und mit der Erfindung des Feuers durch den Urmenschen vergleichen. Niemand, und am allerwenigsten der Historiker, kann bestreiten, daß die Kirche sich auf diese neuen Tatsachen einstellen, neue Methoden der Verkündigung und der Seelsorge suchen muß, wenn sie den Auftrag Christi erfüllen will, alle Völker zu lehren und zu taufen . . .

Das Vatikanum I hatte kein einziges disziplinäres, d. h. praktisch-seelsorgliches Dekret verabschiedet. Vielleicht war es gut so. Damals hatte die große Zeitenwende erst begonnen. Wären damals bindende Normen aufgestellt worden, so hätten sie möglicherweise eher hemmend als fördernd gewirkt. Seitdem ist vieles geschehen . . .

Anpassung? Das Wort könnte irreführen. Niemals kann die Kirche in dem Sinn weltförmig werden, daß sie Lehren und Anschauungen übernehme, die der von ihr bewahrten Glaubenswahrheit und ihrem eigenen Wesen widersprächen. Sie ist an das Wort und das Gesetz Gottes gebunden. Sie darf und muß es erklären und anwenden, aber sie kann es nicht aufheben. Kein Papst und kein Konzil können verfügen, daß die sakramental gültig geschlossene Ehe geschieden werden kann. Wohl aber können kirchliche Gesetze (soweit sie nicht auf göttlichem Recht beruhen) geändert werden, wenn die Gründe, die sie seinerzeit veranlaßten, weggefallen sind, wie z. B. beim Verbot der Leichenverbrennung. Das heilige Meßopfer und die sieben Sakramente sind von Christus eingesetzt; die Kirche kann sie nicht abschaffen. Wohl aber kann sie die Formen des Gottesdienstes und der mit der Sakramentenspendung verbundenen Riten ändern. Papst Pius XII. hat die Liturgie der Osternacht wiederhergestellt. In der Konstitution über die heilige Liturgie, die das Konzil in seiner Schlußsitzung vom 4. Dezember 1963 angenommen hat, wird vieles Neue angeordnet, das geeignet ist, die aktive Teilnahme der Gläubigen am Mysterium zu fördern; die Bischofskonferenzen sind damit beschäftigt, einheitliche Ausführungsbestimmungen zu entwerfen, um der Willkür vorzubeugen, die gerade auf diesem Gebiet verhängnisvoll wäre . . .

Lassen Sie sich nicht verwirren und werden Sie nicht irre: die liturgischen Reformen rütteln nicht an den heiligsten Geheimnissen unseres Glaubens; sie wollen bewirken, daß wir lebendigeren Anteil an ihnen nehmen und sie in uns vollziehen.

Wie in der Liturgie, so sucht das Konzil auf allen Gebieten der Seelsorge nach den besten und wirksamsten Methoden. Zwei Fragen will ich herausgreifen, weil sie die deutsche Öffentlichkeit mehr als andere beschäftigen. Da ist zuerst das Problem Priester und Laien. Das katholische Priestertum ist von Christus angeordnet und wird durch eine sakramentale Weihe verliehen; das Amt beruht auf Weihe. Der Unterschied von Priestern und Laien ist also göttlichen Rechtes und steht bei uns außerhalb der Debatte. Es ist nicht wahr, daß der Laie in der Kirche rechtlos sei. Er besitzt Rechte und nicht nur Pflichten, er ist kein „Untertan“ und nicht Nummer in einer Masse. Es

wäre aussichtslos und obendrein töricht, zu leugnen, daß in der Stellung der Laien in der Kirche Fortschritte gemacht worden sind. Aber auf welchem Wege? Dadurch, daß die Laien an den Aufgaben der Kirche aktiv mitarbeiteten im vorigen Jahrhundert im Laienapostolat. Nach meiner Überzeugung kommt es nicht sosehr auf eine juristische Fixierung der Laienrechte an wie auf eben diese tätige Mitarbeit. Papst Paul VI. hat eine größere Anzahl von Laien zu Sachverständigen des Konzils ernannt. Je mehr sie zu sagen wissen und sagen, desto größer wird ihr Einfluß auf die Entscheidungen des Konzils sein.

Der Priestermangel ist schon fast sprichwörtlich geworden; er ist bei uns spürbar, aber geradezu katastrophal in Lateinamerika. Auf dem Konzil gibt es einen Bischof von dort, der nur vier Priester hat! Wäre da nicht die Einführung des ständigen Diakonates eine wirksame Hilfe? Beim Priestermangel geht es nicht nur um die Quantität, es geht um die Qualität. Kein Priester dürfte für Aufgaben eingesetzt werden, die ebenso gut oder noch besser von Laien gelöst werden könnten . . .

In der deutschen Öffentlichkeit wird die römische Kurie oft als ein Hindernis des echten Fortschritts, als retardierendes Moment empfunden. Man übersieht, daß sie eine ganz wesentliche Funktion ausübt. Sie verkörpert eine Tradition, die nunmehr fast ein Jahrtausend alt ist, sie verfügt über unersetzliche Erfahrungen in der Leitung der Weltkirche. Es wäre nicht nur töricht, es wäre geradezu verhängnisvoll, diesen Traditionsfaktor ausschalten zu wollen; er ist nicht nur eine Bürokratie, die man ja auch braucht, er ist wesentlich mehr. Das Neue und das bewährte Alte, Fortschritt und Tradition, müssen sich zusammenfinden, um die bestmögliche Lösung zu gewährleisten. So hat man es auf dem Trienter Konzil gehalten, so wird es auch jetzt sein müssen.

Abschließend behandelte Prof. Jedin die Frage: Wird das gegenwärtige Konzil ein Schritt nach vorn sein? Er sei Historiker, kein Prophet. Niemand könne die Ergebnisse des Konzils voraussagen. Doch sei sicher, daß jeder Schritt, den es nach vorn macht, weitere Schritte nach sich ziehen werde. Stichwortartig faßte dann der Referent die Kernprobleme, mit denen sich das Konzil bis jetzt befaßt hat, zusammen: Das Schema über die Kirche, das Schema über die Bischöfe und die ökumenische Öffnung.

Erneuert euer Glauben und Beten

Walter *Dirks* umriß einleitend die Besonderheiten unserer Situation in der Kirche und in der modernen Welt: Die Schwierigkeiten, die sich daraus für den einzelnen Gläubigen ergeben, sind groß. Wir bleiben um viele Schritte hinter dem Auftrag Gottes zurück. Wir sind beschränkt und provinziell. Nur in Bescheidenheit und Buße können wir den Ertrag des katholischen Denkens vieler Jahrhunderte der Zukunft dienstbar machen. Wir haben viel zu lernen, darunter auch ungewohnte Haltungen. Etwa die, daß wir das Liebeswerk nur mit Ungläubigen guten Willens zusammen leisten können: erst die beiden letzten Päpste haben begonnen, uns darauf aufmerksam zu machen. Oder daß wir in diesem politischen Liebeswerk nicht dieselbe Sicherheit haben, die wir in der Theologie und im Bereich der Lehrautorität gewohnt sind. Daß hier Meinung gegen Meinung stehen kann, auch unter Katholiken. Der Beweis unserer wahren Glaubenseinheit läge in der Art, wie wir miteinander umgingen, dort, wo wir Gegner sein müssen.

So gehört also zur Erneuerung unseres Glaubens und Betens — ich will es einmal hart sagen: seine Politisierung . . .

Dirks sprach dann weiterhin von der besonderen Würde des Laientums, von der Brüderlichkeit als von einer Grundstruktur erneuerten Glaubens und von der Eucharistie als seiner Mitte:

Jede Eucharistiefeier begreift die ganze Kirche und die ganze Menschheit, eint vor allem alle, die bedürftig und die unser bedürftig sind. Gerade auch die Ungläubigen und gerade auch die Bösen gehören dazu: sie entbehren unser Gebet und unsere Liebe am meisten; sie bedürfen der *communio*, die ihnen fehlt und die wir ihnen schulden, noch mehr als der Mensch, von dem wir sagen, daß er in Ordnung ist. Das ist nichts Neues — viele Heilige haben diese Verpflichtung gespürt, aber heute drängt sie sich auf, heute leben sie uns unter anderem die Kleinen Brüder vor.

Aber geht das denn alles überhaupt noch, wenn man nicht gerade ein Charles de Foucauld ist? Läßt sich das in Wahrheit vollziehen? In derselben Zeit, in der wir die brüderliche Nähe des Heiligen Gottes in der Eucharistie stärker als je empfinden, spricht man von einer Ferne Gottes. Manche, die ihn redlich suchen, vermögen ihn nicht mehr zu finden. Andere meinen, es habe ihm gefallen, sich stärker in seine Unnahbarkeit zurückzuziehen — vielleicht will er uns um so nachdrücklicher auf den Nebenmenschen verweisen. Andere sprechen von einer Periode der „Trockenheit“, die wir modernen Menschen auszuhalten hätten, so wie sie fast alle Heiligen in ihrem Leben immer wieder durchstehen mußten . . .

Reflexion, Kritik, Bildung

Es ist da aber auch noch etwas anderes passiert mit dem Menschen, was zwischen ihm und Gott treten könnte. Wir haben mit dem modernen wachenden Bewußtsein zu rechnen. Die „Reflexion“, um es in einem Fremdwort zu sagen, wird immer mehr unser Schicksal. Sie ist gefährlich und sie ist anstrengend, aber ohne sie sind wir in der gegenwärtigen Welt verloren. Sie ist so kompliziert, daß wir sie uns nur im angestregten Denken einigermaßen handlich machen können. Vor allem können wir ohne ein waches Bewußtsein unsere Zukunft nicht als einigermaßen menschliche Zukunft erkennen und erkämpfen, wir können also ohne sie auch nicht wirksam helfen und nicht wirksam lieben. Das wache Bewußtsein schließt Vertrauen nicht aus, im Gegenteil: wir entdecken es als Lebenselement jeder Gesellschaft, aber jenes wahre Bewußtsein ist unweigerlich zugleich ein kritisches Bewußtsein. Kritik war oft ein Hemmnis des Zusammenlebens und war doch zugleich das Salz aller guten Entwicklungen. Kann ein solches Bewußtsein vor der Kirchentür haltmachen? Gewiß gibt es im heiligen Raum — und nur deshalb gehen wir hinein — zunächst das genaue Gegenteil: hier dürfen wir uns bedingungslos hingeben . . . Eben darum verlassen wir die Kirche nach dem heiligen Geschehen, wenn Gott es mit uns getan hat, gereinigt, befreit und in tiefer Freude. Das Sonntagsfrühstück hat seinen Glanz und seine Heiterkeit davon, daß wir aus einem Raum kommen, in dem Gott seine absolute Kritik an uns aufgehoben hat und wir selbst kritiklos lieben dürfen. Aber jenes kritiklose absolute Ja gilt im strengen Sinn Gott allein. Was um ihn herum in seiner Heilsanstalt geschieht, hat immer der Kritik bedurft; und waren es früher die Könige, die sie übten, und neben ihnen jederzeit Heilige und prophetisch berufene Einzelne, so ist in der modernen Gesellschaft

das kritische Element als Lebenselement ihrer Erhaltung und ihres Fortschritts auf alle ihre Glieder verteilt. Diese wären schizophren und könnten in der Kirche nicht frei atmen und ehrlich leben, wenn ihnen Kritik verwehrt wäre . . .

Jene kritische Nachdenklichkeit ist selbst nur ein Teil von dem, was wir Bildung nennen können. Die des 19. Jahrhunderts war das Privileg einer Minderheit, und sie stand oft als angemessener Reichtum der Einfachheit des Glaubens geradezu im Wege.

Heute verstehen wir unter Bildung ganz nüchtern den Versuch, sich selbst und die Welt und die Gesellschaft zu verstehen, um sinnvoll in ihr leben und handeln zu können. Solche Bildung wird heute von jedem verlangt, der nicht ein Opfer der Geschichte, sondern ihr bescheidener Mitträger sein will. Sie steht der Armut im Geiste nicht im Wege. Die kindhafte Einfachheit ersten Grades, die das Eine Notwendige so versteht, daß es alle andere Einsicht ausschließt, kann verehrungswürdig sein, aber der Welt liebend helfen können wir heute mit ihr nicht. Gott erwartet von uns vielmehr jene Einfachheit zweiten Grades, die durch mancherlei Lernen und Wissen und Nachdenken und Kritik hindurchgegangen ist. Wir versagen heute vor Gottes Ruf, wenn wir nicht in jenem Sinn gebildete Gläubige werden, alle, auch die, denen früher eine eng begrenzte religiöse Welt genügen mußte. Deshalb besteht heute die Hauptaufgabe der Verbände darin, ihre Mitglieder je aus deren besonderem Erfahrungsbereich heraus zu bilden: zu Menschen, die ihre Geschichtsaufgabe begreifen lernen, und zu wachen, freien und mündigen Christen. Jene zweite Einfachheit allerdings ist wohl der Kern dessen, was die Erneuerung unseres Glaubens heute von uns verlangt.

Das Gebet

Die Reflexion eröffnet uns aber auch einen neuen Weg des Gebetes: ein ständiges Durchdenken und Durchfühlen unseres Lebens in der Gegenwart Gottes. Das ist ein fast profanes Überlegen und Sinnieren über Gegenstände, die scheinbar fern der Religion liegen, über Vorgesetzte, Untergebene, Kameraden, Freunde und Feinde, über Aufgaben, Schwierigkeiten, Erfolge und Freuden. Es endet in der Frage, was der Gott, dessen Führung wir uns anvertrauen, jetzt und gerade jetzt von einem erwartet. Der Gedanke des ständigen Lebens in der Gegenwart Gottes ist ein uralter Gedanke Christi selbst, der Apostel und aller Heiligen; aber er ist auch ein ganz moderner Gedanke . . . Er ist umstürzend. Er macht die Mauern durchlässig, die uns gewöhnliche Christen von den Mönchen und Nonnen trennen, Gott verlangt uns weltliche Menschen genauso ganz wie jene. Christus hat uns etwas zugemutet, was uns schlechterdings unmöglich ist: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Jeder muß herauszubekommen suchen, was seine Unmöglichkeit ist, das Unmögliche, das Gott gerade jetzt gerade von ihm erbittet . . .

Wer christliche Lebenskunst übt, dem wird der Geist Gottes den Mut auch zum unmittelbaren Gebet des Herzens nicht versagen. Gott versteht von dem, was einem modernen Soziologen oder Staatssekretär oder Betriebsrat oder einer Großstadtmutter Beschwerden macht, genausoviel wie von dem älteren schlichteren, aber ebenso schwerem Kummer einer frommen Bäuerin von ehemals — genausoviel, nämlich alles; Gott wird uns viel mehr geben als das, um das wir ihn zu bitten wagen; er ist in jedem Fall größer als unser Herz. Das Bittgebet bleibt

das menschlichste aller Gebete — wir wollen uns das nicht ausreden lassen. Allerdings sollte es immer mehr das Bittgebet nicht für uns allein, sondern für alle großen Sorgen der Welt und der Kirche werden . . . Alles dies läßt sich in schlichten Worten aussprechen, wenn die Seele davon voll ist; sie sollte auch zu stammeln wagen, wenn sie sich ihrer Armut schämt. Es fehlt uns an Mut, es fehlt uns allerdings auch an Übung in solchem spontanen Gebet.

Aber den Umgang mit zeitgemäßen geformten Gebeten haben wir freilich auch verlernt. Sie können reicher sein als unser eigenes beschränktes Herz und vor allem als unser eigener beschränkter Kopf: sie können Gedanken und Empfindungen in uns wachrufen, die sonst schlafen würden. Sie verbinden uns mit den Mitbetenden, den lebenden und unseren Vorfahren, welche dieselben Worte gebraucht haben und brauchen. Niemand kommt ohne die Kenntnis und die Gewohnheit vieler geprägter Gebete aus. Das haben die Soldaten und Gefangenen erfahren, wenn sie ganz auf sich gestellt waren. Das erfahren wir in Zeiten der Leere oder Verdrossenheit, in denen uns kein spontanes Beten möglich ist. Jene Kenntnis nimmt ab, zum Teil aus Gleichgültigkeit, unter der Wirkung der Reize, die uns überfluten, und der Aufgaben, die wir zu erfüllen haben; andererseits sind aber auch manche unserer Gebete so, daß wir sie nicht mehr beten können, ohne unehrlich zu werden . . . Manchmal sind es die Melodien, die den allzu naiven oder verstiegenen Text retten — manchmal machen sie es noch schlimmer. Auch Melodien können ja ihre eigene Unwahrhaftigkeit haben. Unsere Gebete und erst recht unsere Lieder — denn die Macht der Musik über unsere Seele ist groß — sollen unser wahres Glauben und Beten ausdrücken — in der Steigerung, die dem geformten Wort und dem Lied eigen ist. Was hier zu tun ist, ist gar nicht einfach. Mit radikalen Reinigungsmaßnahmen ist nichts erreicht. Wir müssen auf der einen Seite eine Sensibilität entwickeln, die uns wachsam und kritisch macht, und wenn dieser empfindliche Sinn für das Wahre ständig wach ist, dann wird möglicherweise durch Nichtbenutzung absterben, was nicht mehr zu eigen gemacht werden kann. Auf der anderen Seite müssen wir Geduld haben. Wer mit älteren Leuten, die von ihren Liedern nicht lassen können, an der Kommunionbank sich trifft, wer sie also, so wie sie sind, in Christus brüderlich liebt, wird ihnen nichts wegnehmen wollen, solange er ihnen nicht mehr und Besseres anbieten kann — anbieten, so daß sie es annehmen können, nicht nur einfach hinwerfen, nämlich formal zur Verfügung stellen. Die Jugend bringt ihren eigenen Sinn für Wahrhaftigkeit mit. Sie sollte von denen, die jene kritische Sensibilität in sich entwickelt haben, angeleitet werden, das Beten und Singen ernstzunehmen, dann mag die Aufgabe in zwei Generationen gelöst sein.

Wir haben wenig gute *neue* Gebete und Lieder. Das könnte man als ein schlechtes Zeichen für die Kraft und die Sicherheit unserer Frömmigkeit ansehen. Aber ein kluger Kopf sagte mir vor kurzem: Wenn wir heute wahrhaft zu glauben wagen, dann verschlägt es uns die Sprache. Wahrscheinlich hat er recht. Gottes Welt ist für uns heute über unser gewohntes Begreifen hinaus groß und neu geworden. Um eine größere und offene Frömmigkeit, die zugleich immer angefochten sein wird, müssen wir tasten und suchend beten; wir besitzen sie noch nicht klar und sicher genug. Was wir zu glauben wagen, ist nicht leicht in großen gültigen Worten zu sagen und in großen gültigen Melodien zu singen. In solcher Verlegen-

heit muß uns die bewußte Bemühung helfen, uns Gebete und Lieder anderer Jahrhunderte durch Deutung zu erschließen, auch durch Umdeutung, durch Zurechtdeutung. Auch das ist unmöglich, wenn wir auch im Beten wach und bewußt sind. Nur eines können wir uns nicht mehr erlauben: das Alte gewohnheitsmäßig zu übernehmen. Das gilt auch für die Heilige Schrift, freilich in ganz anderer Weise. Ich denke an die neuen Einblicke, die uns die Forschung und Exegese geben. Auch da stürzt manche gewohnte Vorstellung zusammen. Manche haben Sorgen deshalb, aber es gibt keine doppelte Wahrheit. Was die gläubigen und betenden Forscher in behutsamer und ehrlicher Arbeit an historischer Wahrheit zutage bringen, steht der Wahrheit des Wortes nicht im Wege — im Gegenteil: wie Scheidewasser läßt die Bibelwissenschaft das Gold der Gottesbotschaft um so reiner leuchten. Auch *neu* und *anders* wird sie leuchten — aber Angst zu haben brauchen wir nicht. Es hilft unseren Glauben erneuern, wenn wir uns an der Hand vertrauenswürdiger Helfer neu in eine genauer erschlossene Heilige Schrift einführen lassen und sie mehr und sorgfältiger lesen als je. Wir Katholiken kennen sie am besten durch die Episteln und Evangelien des Kirchenjahres. Das war seit Jahrzehnten unser katholischer Normalzugang zur Schrift. Darum haben wir einen Grund zur Freude, wenn wir erfahren, daß die Meßreform des Konzils eine vielfache Zahl von Perikopen auf drei oder vier Kirchenjahre verteilen will. Wir werden also viel Neues entdecken; die Priester werden sich in verständlichem Deutsch unmittelbar und feierlich an uns wenden und unbekannte Teile des Evangeliums verkünden. Ist dann eines Tages erreicht, daß während dieser Lesungen das Räuspern, Husten und Scharren ebenso aufhört wie heutzutage während der Wandlungsworte, so werden wir besser als bisher spüren, daß Christus auf doppelte Weise gegenwärtig ist: im Evangelium und in dem Mahl, in dem er sich mit uns und uns miteinander vereinigt . . .

Wir und die anderen

Wer sind die anderen? fragte Professor *Fries*.

Es sind zunächst die Christen, die nicht der römisch-katholischen Kirche angehören. Dann auch die, die ihr christliches Bekenntnis abgelegt haben, die am christlichen Glauben — aus welchen Gründen immer — nicht mehr interessiert sind . . . Ferner die Vertreter der nichtchristlichen Religionen: die Juden, die Mohammedaner, die Anhänger der großen Weltreligionen . . . Dazu kommen noch Menschen und Gruppen, die nicht nur das Christliche, sondern das Religiöse überhaupt ablehnen und sich bewußt als Religionslose und Atheisten bezeichnen . . . Sie alle leben heute mitten unter uns und sind unsere Nachbarn, unsere Nächsten geworden . . .

In der Zeit des Mittelalters . . . galt der andere, der Nichtchrist, der Jude, der Heide, der Mohammedaner als der Träger des Irrtums . . . der zu bekehren oder zu missionieren war. Gewiß sollte das in freier Entscheidung geschehen; aber man hatte keine großen Bedenken, dem Gewissen mit Druck und Gewalt nachzuhelfen. Der Staat als Glaubensstaat hat diese Tendenz noch verschärft; denn die Einheit im Glauben war zugleich ein entscheidendes Element der staatlichen Einheit.

Hielt man auch grundsätzlich daran fest, daß es Sache der freien Entscheidung sei, den christlichen Glauben anzunehmen, so hielt man es für schlechterdings unmöglich, vom einmal angenommenen christlichen Glauben wieder abzufallen, einzelne Glaubensinhalte zu bestreiten oder

anders auszulegen, als sie die Kirche verstand. Wer solches tat, war ein Häretiker, ein Ketzer . . . Darum mußte er bekämpft und bestraft werden.

Diese Grundhaltung zum Andersdenkenden und zum Andersgläubigen wurde durch die Reformation und durch die Spaltung der abendländischen Christenheit keineswegs aufgehoben . . . Man konnte in der Zeit der Reformation und Gegenreformation gar nicht anders als negativ vom Andern denken, nur im Schema Freund—Feind . . .

Auch wenn die Formen der Auseinandersetzung im Lauf der Zeit milder und humaner wurden, in der Sache blieb die Feststellung: katholisch ist nicht-evangelisch, evangelisch ist nicht-katholisch. In diesen Formeln glaubte man das Wesen der jeweiligen Konfession zu treffen. Man wurde in diesem Gegeneinander erzogen, lernte den Katechismus gleichsam gegeneinander, stellte beiderseitig schadenfroh Mißstände und Versagen fest, man prophezeite und wünschte sich gegenseitig die Auflösung. Dabei gab man sich der Täuschung hin, *eine* Seite werde dann Gewinner sein . . . Man hatte darüber weithin vergessen, daß eine gespaltene und sich bekämpfende Christenheit ein Ärgernis ist, das dem klaren Auftrag des Herrn widerspricht und deshalb Schuld in sich schließt . . .

Über diese in groben Strichen skizzierte Geschichte wollen und dürfen wir Heutigen nicht pharisäisch den Stab brechen. Wir alle wohl wären in gleicher Weise Kinder jener Zeit und ihrer Auffassungen gewesen. Bei der Feststellung der Wahrheit und bei der Verurteilung des Irrtums wurde in vergangenen Zeiten — das ist festzustellen und zuzugeben — der persönliche, subjektive Faktor in seiner Eigenbedeutung zuwenig berücksichtigt. Die Person des Einzelnen wurde zu einseitig zum Träger und Exponenten des wahren Glaubens oder des Irrtums gemacht. Sie galt sozusagen als Inkarnation des Wahren oder des Falschen . . . Dieses Verfahren wurde aber mit der Folge der Generationen noch bedenklicher. Denn die Menschen, die in ihren jeweiligen Glauben hineingeboren und hineinerzogen wurden, ihn also vorfanden und darin aufwuchsen, konnten vielfach den Protest ihrer Vorfahren gar nicht mehr vollziehen oder übernehmen, der es ursprünglich vielleicht erlaubt hätte, von Häretikern und Ketzern zu sprechen.

Hier ist eine sehr wichtige Feststellung zu treffen: Die vergehende Zeit ändert den Charakter einer Spaltung. Eine Lehre, die anfangs zu Recht als Häresie und Irrtum verurteilt wird, wird freilich nicht einfach durch Zeitablauf zur Wahrheit. Sie kann aber allmählich eine Positivität erhalten, in der der Einzelne als Gläubiger und nicht mehr als Häretiker lebt. Eine solche Umschichtung im einzelnen ändert schließlich auch den Charakter des Ganzen. Das bedeutet — angewendet auf die nicht-römisch-katholischen Christen —, sie einfach hin als Häretiker zu bezeichnen ist nicht nur psychologisch, sondern auch theologisch falsch.

Noch ein zweites ist der bisherigen Geschichte des Themas „Wir und die anderen“ zu entnehmen: Wer in Gegensätzen denkt und seine Aussagen und Antworten nur im Blick auf den gegenüber formt, zumal wenn dieser als Glaubensgegner gilt, wird immer eine einseitige Antwort geben. Das bedeutet: das Katholische, das sich nur im Gegensatz zum Evangelischen ausspricht, vermag niemals die Fülle und das Ganze des Katholischen darzustellen. Denn dieses ist mehr als das Nicht- oder Antiprottestantische — wie auch das Evangelische mehr ist als das Nicht- oder Antikatholische . . .

Das Zweite Vatikanische Konzil bringt in das kirchliche Verhältnis zum andern insofern etwas ganz Neues, als es nicht, wie die früheren Konzile, ein Konzil „gegen“ ist . . . , sondern ein Konzil, das fragt: Was kann die Kirche in der Gegenwart tun, um sich selbst für die Menschen von heute glaubwürdig und einladend darzustellen? . . . Aus dieser Grundorientierung ist es zu verstehen, daß die Kirche auf dem Konzil sich zur Frage der Schuld angesichts der Spaltung der Christenheit äußert und ausdrücklich feststellt: Wenn von einer Schuld die Rede ist, so ist diese Schuld eine gemeinsame Schuld . . .

Was im besonderen unser Verhältnis zu den evangelischen Christen betrifft, so haben wir erkannt, daß evangelisches Christentum und Christsein mehr ist als „nicht katholisch sein“. Die Reformation ist entstanden nicht aus dem Willen zum Protest oder zu einer Gegenkirche, sondern aus dem Willen zur Erneuerung, zum Ursprung, zur Mitte des Christlichen. Daß dieser Wille sich nicht innerhalb der katholischen Kirche selbst durchsetzen konnte, ist ein tragisches Geschick, das nicht frei von Schuld auf beiden Seiten ist . . .

Lange Zeit haben wir nur auf die Verschiedenheit geachtet, die theologisch zwischen den Konfessionen steht, und haben uns bemüht, sie möglichst scharf herauszustellen, den Graben so tief und die Mauer so hoch wie möglich zu machen. Wir haben in diesem Eifer ganz vergessen, die Verschiedenheit näher zu prüfen, und haben zuwenig gefragt, wie wir es heute in der Theologie immer deutlicher tun: ob das Anderssein der andern wirklich eine radikale, kirchentrennende Differenz ist oder vielleicht nur die Ausprägung einer besonderen geschichtlichen Entwicklung, oder die einer verschieden geprägten geschichtlichen Spiritualität. Wir haben in dieser Sache schon manche Überraschungen erlebt; und ich bin überzeugt, daß noch einige folgen werden. Vor allem haben wir vergessen, daß es zwischen den christlichen Konfessionen auch eine echte christliche Gemeinsamkeit gibt; ja daß diese — recht gesehen — viel größer ist als die Differenzen, größer nicht nur der Quantität, sondern vor allem der Qualität und der Proportion nach . . .

Man muß deshalb sagen, daß im Raum der evangelischen Christenheit sich nicht nur Spuren oder Elemente des Christlichen bewahrt haben, vielmehr hat sich dort, um mit Papst Paul VI. zu sprechen, ein eigenes christliches Erbe fruchtbar entwickelt. Aus diesem Erbe lebt der evangelische Christ; er lebt als Gläubiger, er findet darin seine Kirche vor und lebt aus ihr. Aus alledem ergibt sich, daß der evangelische Christ das volle Anrecht auf den Namen eines Christen hat, daß aber auch die evangelischen Glaubensgemeinschaften die Qualität einer christlichen Kirche und damit der Kirchlichkeit beanspruchen dürfen, sie die Weise und der Weg sind, auf dem der evangelische Christ sein Heil erlangt . . .

Auf dem Konzil war ein lebendiger Dialog darüber im Gange, wie die Gemeinschaften reformatorischen Bekenntnisses zu bezeichnen seien. Der letzte Stand der Überlegungen hat sich so artikuliert: Diese Gemeinschaften sind kirchliche Gemeinschaften, „*communitates ecclesiales*“. Ich hätte keine Bedenken, ihnen die volle Bezeichnung „Kirchen“ zu geben, weil entscheidende Elemente, die Kirche bilden: nämlich Wort und Sakrament, Schrift, Glaube, Bekenntnis zu Jesus Christus, dort gegeben sind. Wenn die einzelnen Glieder Christen genannt werden, warum soll dann die aus ihnen bestehende Gemeinschaft nicht den Namen Kirche tragen dürfen? Zwischen katholischer und

evangelischer Kirche bleiben dabei wie zwischen katholischem und evangelischem Christen deutliche Unterschiede bestehen. Der Begriff Kirche wird ob der grundlegenden kirchlichen Elemente zwar zu Recht verwendet, er wird aber dabei analog gebraucht und angewendet. Man kann, um die hier gemeinte Wirklichkeit zu bestimmen, auch den Ausdruck „Teilhabe an einem Gemeinsamen“ vorschlagen. Wenn dies für das Christsein der andern möglich ist, dann dürfte es für das Kirchesein der andern nicht unmöglich sein. Das zu sagen ist keine Verwischung der Unterschiede, keine Verschwommenheit des Denkens, sondern eine sachlich begründete Anerkennung der Gemeinsamkeit, die größer und stärker ist als die Unterschiedenheit . . .

Die katholische Kirche hat durch das Konzil eine Reihe von Anliegen und Forderungen aufgenommen, die der Reformation sehr teuer waren und der evangelischen Christenheit bis heute ein Vermächtnis sind, nämlich Wahrheit und Tatsache der Erneuerung der Kirche, eine Wahrheit, welche die Erneuerungsbedürftigkeit sowie die Buß- und Erneuerungsfähigkeit in sich schließt. Die katholische Kirche bemüht sich um ein neues ursprüngliches Verhältnis zur Heiligen Schrift in einem nicht abzustreitenden Aufbruch, der sowohl in der wissenschaftlich-theologischen Exegese wie im geistlichen Umgang mit der Schrift zu spüren ist. Sie bemüht sich um ein neues Verständnis dessen, was Wort Gottes ist, und sucht ihm im Raum der Liturgie den gebührenden Platz zu verschaffen. Die bereits verabschiedete „Konstitution über die heilige Liturgie“ hat dafür befreiende Möglichkeiten geschaffen. Um das Wort Gottes hörbar und verständlich zu machen, sind der Muttersprache weiteste Möglichkeiten eröffnet worden.

Man kann sagen, diese Anregungen des Konzils sind genuin katholische, weil christliche Anliegen. Aber es ist kein Zweifel, daß die lebendigen Anstöße dazu auch dem reformatorischen Anliegen zu verdanken sind und daß heute in der katholischen Kirche etwas verwirklicht wird, von dem man auf dem Höhepunkt der Reformation glaubte, es sei nur durch Trennung von der alten Kirche zu erreichen. So ist die katholische Kirche — im Blick auf die andern — nicht nur die Gebende, sondern die Empfangende. Das hat aber eine klare Folge: es geht nicht mehr an, die reformatorischen Appelle: Wort, Schrift, Glaube, als Protest gegen die katholische Kirche auszuspielen, da sie sich vor aller Welt zu diesen Ursprüngen bekennt und sich offenkundig aus dieser christlichen Mitte erneuert.

In diesem Zusammenhang darf ein offenes Wort gesagt werden. Es berührt uns Katholiken manchmal schmerzlich, festzustellen, daß diese Erneuerungsbewegung von evangelischer Seite sowenig zur Kenntnis genommen oder höchstens skeptisch und mißtrauisch betrachtet wird. Es besteht eine nicht zu verkennende Neigung, die Wandlungen, die sich in der katholischen Kirche vollziehen, möglichst zu minimalisieren oder als bloße Taktik auszuliegen, der nicht zu trauen sei. Im Grunde bleibe doch alles beim alten. Weder die Ansprache Pauls VI. zu Beginn der Zweiten Konzilsperiode mit ihrer großartigen Christozentrik noch das von ihm im Namen der Kirche abgelegte Schuldbekenntnis, noch die in ihrer Symbolkraft unübersehbare Pilgerschaft des Papstes ins Heilige Land — in die gemeinsamen christlichen Ursprünge —, noch die offenen, in die Zukunft weisenden kühnen Voten der Konzilsväter haben jene Aufnahme gefunden, um die sie gebeten und auf die sie eigentlich gehofft haben.

Es ist zu einfach und wird dem großen Geschehen des Konzils keineswegs gerecht, wenn dafür die Frage der Mischehe als Testfall des Konzils hochgespielt und zum Maßstab des Ganzen gemacht wird. Wir verkennen keineswegs die Bedeutsamkeit dieser Frage gerade für das Thema „Wir und die anderen“. Wir können aber nicht einsehen, warum gerade diese Einzelfrage zum Prüfstein aller Dinge auf dem Konzil gemacht werden soll. Die Frage der Mischehe ist ja bereits Gegenstand entscheidender Überlegungen gewesen — ich erinnere an den bekannten Vorschlag von Kardinal Frings —, und es ist auch zu hoffen, daß entweder im Rahmen des Konzils oder im Zug der Reform des kirchlichen Gesetzbuches eine neue und bessere Regelung gefunden wird. Ein Blick in die kirchenrechtlichen und pastoralen Anweisungen über die Mischehe von evangelischer Seite zeigt übrigens, daß die katholische und evangelische Auffassung über dieses heikle Thema längst nicht so verschieden sind, wie man im allgemeinen annimmt. Beide Seiten warnen vor der Mischehe; beide suchen aus innerer Verantwortung die Reinheit des christlichen Glaubens und seine ungebrochene Weitergabe an die kommenden Geschlechter mit Mahnungen, Warnungen und kirchlichen Strafen zu wahren und zu sichern. Ob sie dies auch in Wahrheit und Liebe und unter Achtung des christlichen Gewissens tun, das müssen sich heute beide Kirchen vor der Geschichte und vor dem Worte Gottes fragen.

Grundsätzlich und praktisch aber muß gesagt werden: Die Mischehe als solche ist kein Weg zur kirchlichen Einheit. Dafür sind, wie die Erfahrung zeigt, die Aufgaben und Schwierigkeiten einer Mischehe zu groß. Das wissen die am besten, die in einer solchen Ehe stehen, die sie christlich meistern wollen und die es verdienen, daß wir ihnen von beiden Seiten mit der ganzen Kraft christlicher Liebe und Hilfsbereitschaft beistehen. Die Mischehe ist auch kein ökumenisches Experimentierfeld; sie dazu machen zu wollen heißt sie überfordern. Solange aber über das Wesen der christlichen Ehe — ob Sakrament oder weltlich Ding, ob sie unauflöslich ist oder ob sie um der Herzenshärte der Menschen willen geschieden werden darf — zwischen der katholischen Kirche und den evangelischen Kirchen und Gemeinschaften noch tiefgreifende Unterschiede bestehen, kann eine Gleichheit des Mischehenrechtes noch nicht erwartet werden. Wenn irgendwo, dann ist gerade hier gefordert, alle unchristliche Polemik zu vermeiden und die Position der anderen in ihrem christlichen Willen zu verstehen und ernst zu nehmen. Nur dann ist zu hoffen, daß auch in dieser so viele Christen bewegenden und die christlichen Kirchen belastenden Frage Wege und Lösungen gefunden werden, die gleichermachen von der Wahrheit wie von der Liebe inspiriert sind und die eine Erfüllung unseres Leitwortes darstellen: Wandelt euch durch ein neues Denken! . . .

In ihrem Willen zur Erneuerung hat die katholische Kirche deutlich genug zum Ausdruck gebracht, daß sie sich die Einigung der getrennten Christenheit weder als bedingungslose Kapitulation noch als simpel verstandene Rückkehr nach Rom versteht, vor allem nicht in ein Rom des 16. Jahrhunderts. Die Einheit der Christenheit stellt sich die katholische Kirche überhaupt nicht als eine Rückkehr vor, sondern als einen Aufbruch nach vorne, als eine Bewegung, die in eine neue Zukunft weist. Das Wort zur Einheit der Christen und der Christenheit heißt deshalb nicht Sieg und Triumph, nicht Niederlage und Unter-

werfung, sondern Versöhnung und Verständigung in einer Einheit . . .

Abschließend skizzierte Prof. Fries das Verhältnis zwischen Christen und Juden, Christen und Muslimen, Christen und den Gläubigen der nichtchristlichen Religionen und zwischen Christen und Atheisten.

Verantwortung im wirtschaftlichen Handeln

Curt Becker MdB behandelte eingangs in seinem Referat kurz die Frage der unternehmerischen Entscheidungen: die Begrenzung der Kosten, die Schaffung von Arbeitsplätzen, die technische Entwicklung, die Rentabilität und die Gebundenheit des Unternehmers an die ethischen Normen. Dann fuhr er fort:

Ein Unternehmer handelt danach auch unverantwortlich, wenn er im Hinblick auf unsere Arbeitsmarktsituation übersetzte Löhne zahlt, auch dann, wenn er sich dabei ein soziales Mäntelchen umzuhängen versucht. Dazu gehören auch übertriebene Sozialaufwendungen, mit denen Unternehmungen mit Monopolstellung den Konkurrenten die Mitarbeiter abwerben . . . Die Kirche und ihr nahestehende wirtschaftliche Unternehmungen sollten darauf bedacht sein, die Leistungen ihrer Mitarbeiter vorbildlich zu honorieren. In diesem Raum ist die Gefahr, in überholten patriarchalischen Vorstellungen zu verharren, wohl besonders groß.

In der betrieblichen Zusammenarbeit muß der Unternehmer seinen Mitarbeitern Raum für Eigenverantwortung in überschaubaren Bereichen geben. Aus dem Mitdenken und Mitplanen erwachsen wesentliche Impulse für den Fortschritt im Unternehmen. Jeder Arbeiter und Angestellte ist subsidiär am Handeln des Unternehmens beteiligt, und zwar in dem Maße, als er eine Verantwortung für seinen Arbeitsplatz erkennt und auch tatsächlich trägt. Verantwortung kann nur der tragen, der seine Funktion im Gesamtprozeß erkennt. Es besteht ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Informiertheit und Verantwortung, eine Erscheinung, die im politischen Bereich ihre Parallele hat. Klagen über die Arbeitsmoral würden gewiß abnehmen, wenn sich die Arbeitgeber etwas eingehender mit der Informierung ihrer Mitarbeiter befassen würden, und zwar sowohl über die Bedeutung ihrer Arbeit für den gesamten Betriebsablauf als auch über die Stellung des Unternehmens auf dem Markt . . .

Die Tätigkeit eines verantwortungsbewußten Wirtschaftlers darf sich nicht auf seinen engen Bereich beschränken. Es hat sich heute mehr und mehr die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Zusammenarbeit der Unternehmen ein durchaus positiv zu wertendes Instrument der sozialen Marktwirtschaft ist, wenn sie dazu führt, diese Betriebe wirtschaftlicher zu machen, wobei gleichzeitig das bisherige Gefüge der mittleren und kleineren Unternehmen in den Grundzügen bestehen bleibt. Damit wird deren Existenz und die Vielfältigkeit der Konkurrenz in der Marktwirtschaft erhalten. Eine solche Zusammenarbeit scheint mir immer notwendiger zu werden, damit die kleineren und mittleren Unternehmen ihre Selbständigkeit im neuen großen europäischen Markt und auch im Hinblick auf die rasante technische Entwicklung erhalten können. In der Marktwirtschaft arbeitet der einzelne Unternehmer an sich isoliert. Er setzt sich auf dem Markt mit seinen Konkurrenten auseinander. Das bedeutet aber nicht, daß damit eine Kooperation mit seinen Kollegen auf anderen Gebieten ausgeschlossen wäre . . .

Aus meinen Erfahrungen im industriellen Verbandsleben

möchte ich sagen, daß den Verbänden wesentliche Aufgaben von gesamtwirtschaftlicher Bedeutung zufallen. Es scheint mir die Pflicht verantwortungsbewußter christlicher Unternehmer zu sein, die Verbände dann, wenn sie ein berechtigtes, lebenswichtiges Interesse der Branche vertreten, zu unterstützen und nicht zu versuchen, sich drauszuhalten, um vielleicht eine Zeitlang Sondervorteile zu genießen. Das gilt auch für das sozialpolitische Gebiet. Wir sollten es nicht ohne weiteres hinnehmen, wenn katholische Unternehmer, die ihre soziale Haltung besonders herausstellen, z. B. in ihren Betrieben die 40-Stunden-Woche einführen, während die Verbände im volkswirtschaftlichen Interesse bemüht sind, eine 42-stündige Arbeitszeit durchzuhalten. Ich setze dabei voraus, daß in einem solchen Falle ernst zu nehmende Wissenschaftler der Auffassung sind, daß eine längere Arbeitszeit im Interesse der Gesamtwirtschaft nötig ist . . .

Auch die öffentlichen Verwaltungen brauchen unternehmerisch veranlagte Persönlichkeiten. 40% des Volkseinkommens fließt heute durch öffentliche Kassen. Mehr als 50% aller Bauaufträge werden von der öffentlichen Hand vergeben. Die Parlamente und öffentlichen Verwaltungen nehmen daher starken Einfluß auf unsere Wirtschaftsentwicklung. Die Entscheidungen erfordern ein stark ausgeprägtes Verantwortungsbewußtsein . . .

Eine maßvollere und besser koordinierte Auftragspolitik der öffentlichen Hand hätte sicher zu einer Dämpfung der Übernachfrage und der Stabilität der Währung wesentlich beigetragen. Dasselbe gilt auch für Wirtschaftsunternehmen, die noch im öffentlichen Eigentum sind . . .

Die Verantwortung des Konsumenten für die Wirtschaft

Der in abhängiger Stellung tätige Mensch hat aber noch eine andere Möglichkeit direkt — ohne das Medium des Betriebes — wirtschaftlich zu handeln, auf den volkswirtschaftlichen Prozeß einzuwirken, und zwar in seiner Rolle als Konsument, d. h. in der Weise, wie er sein Einkommen verwendet. Welche Güter produziert und welche Dienstleistungen erstellt werden, bestimmt in der Marktwirtschaft allein und ausschließlich der Verbraucher . . .

Konsumenten sind wir alle. Produzenten und Händler sind auf den Verbraucher ebenso angewiesen wie der Verbraucher auf Produktion und Handel. Die Konsumenten sind sich in unserem Lande ihres großen Einflusses auf die wirtschaftliche Entwicklung nicht voll bewußt . . . Heute ergeben sich für viele Konsumenten, deren Einkommen das Existenzminimum überschreitet, neue Aspekte. Die Freiheit des Konsums legt ihnen eine große Verantwortung gegenüber ihrer Familie und gegenüber der gesamten Volkswirtschaft auf. Schließlich und endlich wird nur das produziert und vom Handel angeboten, was Aussicht hat, in den nötigen Mengen verbraucht zu werden . . .

Der Verbraucher und vor allem die Hausfrau, durch deren Hand der größte Teil der etwa 200 Milliarden Masseneinkommen fließt, müßte sich der Verantwortung in der Marktwirtschaft stärker bewußt sein. Die Hausfrau sollte nicht nur die richtige, sondern auch die preisgünstigste Ware auswählen. Das wird nicht immer möglich sein, weil sie auch die Zeit berücksichtigen muß, die sie zum Einkauf zur Verfügung hat.

Eine Verantwortung des Konsumenten — und nicht die geringste — kann aber auch darin bestehen, nicht zu konsumieren, sondern Einkommensteile für die Produktion bereitzustellen, d. h. zu sparen . . .

Der Anteil der gesparten Beträge am Einkommen reicht nach Ansicht der Fachleute in der Bundesrepublik aus.

Ohne Zweifel ist aber die Beteiligung der Arbeiter daran noch zu gering. Die Sozialbeiträge sind so hoch, daß man nicht erwarten kann, daß jeder zusätzlich dazuspart. Eine ins Gewicht fallende Erhöhung der Anteile der Arbeiter kann m. E. nur durch eine Erhöhung der Löhne erreicht werden, die nur dann zu einer Steigerung der realen Kaufkraft führt, wenn die Produktivität, also die Leistung pro Arbeitsstunde bei gleichbleibender Arbeitszeit, entsprechend wächst. Würde z. B. in den nächsten vier Jahren die Produktivität jährlich um 4% steigen, könnten die Löhne und Gehälter jährlich um 4%, also insgesamt um 16%, erhöht werden, ohne einen inflatorischen Effekt herbeizuführen.

Sollten sich die Bezieher von Masseneinkommen in Verantwortung gegenüber der Zukunft ihrer Familien entschließen, von diesen 16% jährlich einen Punkt, also im vierten Jahr vier Punkte gleich etwa acht Milliarden, freiwillig zu sparen, so würden sie einen außerordentlichen Einfluß auf unser Wirtschaftsgeschehen ausüben. Unsere Sparrate würde sich so stark erhöhen, daß die Preise für industrielle Konsumgüter, die z. Z. pro Jahr noch etwa 2% im Jahr teurer werden, sinken würden. Auf unser noch überhöhtes Zinsniveau würde ein Druck ausgeübt, so daß den Unternehmungen billigeres Geld für Rationalisierungszwecke zur Verfügung stehen würde. Die gesparten Gelder könnten zum Teil in Bausparleistungen und auch in Aktien angelegt werden . . .

Den Wohlstand meistern

Heinz Budde umschrieb zunächst den Wohlstand als ein soziales Phänomen unserer Zeit mit folgenden Worten:

Wohlstand ist vor allem eine gesamtgesellschaftliche Erscheinung, ein typisches Merkmal unserer Gesellschaftsverfassung. Die Tatsache nämlich, daß die Industrienationen an der Schwelle eines neuen Zeitalters stehen; an der Schwelle zum Zeitalter der Fülle. Die Fülle der Güter, der Erkenntnisse, der technischen Möglichkeiten, des Machbaren und Verfügbaren wächst schier ins Unendliche, ins Gigantische. Dabei ist bislang nur der erste Schritt getan. Die technisch-wirtschaftliche Entwicklung auf der nördlichen Halbkugel dieser Welt vollzieht sich in einem so hektischen, unwiderstehlichen Ausmaß, daß ihr ungestörter Fortgang die atembeklemmende Zukunftsvision einer schier erdrückenden Güter- und Sachfülle aufdrängt. Mehr und mehr eröffnet sich damit für jeden Einzelnen der Zugang zu Gütern des gehobenen Bedarfs. So gesehen, wird aus dem Wohlstandsproblem der Gesamtgesellschaft sehr bald auch ein persönliches Problem für jeden Einzelnen; nämlich die immer dringlichere Aufgabe einer sinnvollen Wertentscheidung, einer sittlichen Bewältigung und Beherrschung der Güterfülle. Sie ist aber nur auf dem Weg der Distanz von den Gütern, des freien Verzichts und damit einer neuen Askese erreichbar. Insofern ist die Frage nach der Bewältigung des Wohlstandes eine Gemeinschaftsaufgabe des ganzen Volkes . . .

Nun ist diese Technik gewiß die große Hoffnung der wachsenden Menschheit auf ein Überleben. Gleichzeitig aber ist sie auch die ständige latente Gefahr einer totalen Vernichtung. So kommt es, daß gerade die Technik zum besonders beliebten Gegenstand einer landläufigen Kulturkritik und eines weitverbreiteten lähmenden und entnervenden Kulturpessimismus wird . . .

Ein neues Denken, das der Funktion der Technik in diesem Zeitalter gerecht werden will, darf keine romantische Flucht in eine vermeintlich ideale Vergangenheit be-

deuten. Es darf sich aber auch nicht jedem naiven und platten Fortschrittsoptimismus verschreiben, der sich von jeder Neuerung endgültig das „goldene Zeitalter“ verspricht. Das neue Denken, das wir anstreben, kann allein in jenem nüchternen Wirklichkeitssinn bestehen, der dem Christenmenschen ansteht. In jenem Realismus also, der diese Welt so sieht, wie sie wirklich ist: als den Schauplatz einer ständigen Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse . . .

An alle diejenigen, die vorschnell und unkritisch bereit sind, die Technik für alles verantwortlich zu machen, was in den letzten zwei Jahrhunderten an Fehlentwicklungen, Störungen und Schwierigkeiten aufgetreten ist, sei die Frage gerichtet, wie sie sich denn unser aller Existenzsicherung und Lebensmöglichkeit ohne Technik vorstellen. Es wird ihnen nicht gelingen, diese Frage überzeugend und schlüssig zu beantworten. Und zwar deshalb nicht, weil die technische Entwicklung unserer Neuzeit vor dem Hintergrund der Bevölkerungsentwicklung gesehen werden muß . . .

In den Jahrhunderten des Mittelalters schwankte die Bevölkerungszahl im deutschen Sprachgebiet, das etwa dreimal so groß war wie die heutige Bundesrepublik, zwischen 12 und 17 Millionen. Mit 9 Millionen hatte sie nach dem Dreißigjährigen Krieg ihren Tiefstand. Zwar wurden im Mittelalter im Familiendurchschnitt 9 Kinder geboren, davon erreichten aber nur drei das 21. Lebensjahr. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts hat dann in Europa eine Bevölkerungsexplosion eingesetzt, ja geradezu eine Bevölkerungsexplosion eingesetzt, wie sie die Menschheit zuvor nie erlebt hatte. Innerhalb von 100 Jahren hat sich in Deutschland die Bevölkerung fast verdreifacht; von 24 Millionen im Jahre 1810 auf 65 Millionen im Jahre 1910. Äußere Ursachen dieser Bevölkerungsbewegung waren die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, die Überwindung der Massenseuchen, die Verbesserung der allgemeinen Hygiene und die Überwindung der katastrophalen Säuglingssterblichkeit. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug die Säuglingssterblichkeit 42% gegenüber 1,5 bis 3,5% in Westeuropa heute. Dieser medizinische Fortschritt hat auch wesentlich dazu beigetragen, daß sich das durchschnittliche Lebensalter in den letzten 200 Jahren mehr als verdoppelt hat, nämlich von 34 Jahren im Jahre 1750 auf ca. 70 Jahre heute.

Diesen gewaltigen Wachstumsprozeß der Bevölkerung muß man sich vor Augen führen, wenn man die technische Entwicklung gerecht beurteilen will. Man muß es geradezu als eine Fügung der göttlichen Vorsehung betrachten, daß in die Zeit des ungeheuren Bevölkerungswachstums auch die entscheidenden technischen Errungenschaften unseres Industriezeitalters fielen. Die bisherige Produktionstechnik wäre nämlich dem gewaltigen Bevölkerungsdruck in keiner Weise gewachsen gewesen. Jede Betrachtung der Technik und der Wohlstandsgesellschaft, welche diese Zusammenhänge und diesen Hintergrund außer acht läßt, ist unrealistisch und in letzter Konsequenz auch irreführend.

In Westeuropa ist heute die Bevölkerungsbewegung fast zum Stillstand gekommen. Trotzdem können wir es uns nicht gestatten, die Ausweitung der Produktionsmöglichkeiten zu verlangsamen. Denn der Vorgang der Bevölkerungsvermehrung, der sich im 19. Jahrhundert bei uns abgespielt hat, ist inzwischen zu einem weltweiten Ereignis geworden. Wir erleben einen dramatischen Wettlauf zwischen Bevölkerungszuwachs und Nahrungsmittelspielraum in dieser Welt. Wenn dieser Wettlauf für die Menschheit

und für ihre Existenzsicherung gewonnen werden soll, dann nur unter zwei Voraussetzungen: Nutzung und Verbesserung der technischen Möglichkeiten und damit Ausweitung der Produktion; zugleich aber und vor allem politische Vernunft, die einen sinnvollen Austausch der Güter in einer weltweiten solidarischen Gemeinschaft ermöglicht. Die unvorstellbare Not in den Entwicklungsländern ist und bleibt das wirtschafts- und sozialpolitische Weltthema Nr. 1. Die ganze Größe des Problems wird deutlich, wenn man sich bewußt macht, daß Jahr für Jahr vergleichsweise eine neue Bundesrepublik auf der Landkarte erscheint; zwar nicht flächenmäßig, wohl aber zahlenmäßig. Denn die Erdbevölkerung wächst jährlich um mehr als 50 Millionen Menschen.

Wir haben uns damit abzufinden, daß die Welt der Gegenstände ins Gigantische wächst. Der Mensch steht heute seiner materiellen Umwelt in einem völlig neuen Verhältnis gegenüber. Haben wir auch die entsprechende neue menschliche Beziehung zu den materiellen Werten? Die „deutsche Tüchtigkeit“ meistert das irdische Dasein in allen wirtschaftlichen und technischen Belangen vorzüglich, aber sie hat oft auch ein schlechtes Gewissen bei all dem.

Im Grunde haben wir doch vielfach Angst vor uns selbst. Zumindest im Unterbewußtsein ist die Sorge spürbar, daß die materielle Welt die geistigen und religiösen Werte überwuchern könnte. Diese Sorge ist sicherlich nicht unbegründet. Aber werden wir ihr dadurch Herr, daß wir die materielle Welt verkleinern und verketzern? Dieser Versuch wäre nicht nur falsch, sondern geradezu verhängnisvoll. Denn das darf doch auch wohl gesagt werden: Auf der Massenproduktion und dem Massenkonsum beruht unsere ganze Volkswirtschaft, unsere Arbeitsplätze und damit in vielfältiger Hinsicht auch unsere politische Existenz. Die Zwangsgesetzlichkeit einer wachsenden Güterfülle schafft niemand mehr aus der Welt. Darum hat es auch keinen Sinn, eine neue Weltflucht zu predigen. Das müßte katastrophale Folgen haben. Vielmehr geht es um eine neue Art der Askese. Diese Askese ist die Lebenskunst der Gelassenheit, der gelassenen Distanz, der souveränen menschlichen Entscheidungsfreiheit gegenüber dem Ansturm des Allzuvielen, die Askese der Auswahl, des Weglassens, des Unterscheidens; die Askese des Nicht-alles-Haben-Wollens, des Nicht-alles-machen-Wollens, was machbar ist, und vielleicht sogar des Nicht-alles-wissen-Wollens, was erkennbar und erforschbar ist. Jene Askese schließlich, die in souveräner Freiheit aus der Überfülle ihre Auswahl trifft, ohne der Vielfalt der entgangenen oder nicht erreichbaren Möglichkeiten nachzutrauern. Diese neue Askese ist aber nur möglich auf dem Fundament eines ausgeprägten und geschärften Wertebewußtseins, das sich orientiert an der objektiven, gottgewollten Rangordnung der Werte. In dieser Wertehierarchie bilden die materiellen Werte eindeutig die Basis. Sie sind im „Gebäude der Werte“ das „Erdgeschloß“ . . .

Die Familie muß leben

Univ.-Professor Gerhard Möbus legte in seinem Referat zunächst klar, welche Auswirkungen die zerstörte und gestörte Familie auf das Kind hat. Er erläuterte das an einer Reihe von Beispielen, die deutlich machten, wie tief das Kind, das die Welt familienförmig sieht und erlebt, durch die gestörte Familienwelt seelisch verletzt wird:

. . . Die Frage drängt sich geradezu auf, wie die Gesellschaft, der die Familie . . . als Lebensform

zugehört, sich selbst zur Familie verhält. Die erste Beobachtung, die sich auf diese Frage hin einstellt, läßt sich in den Satz fassen: Die Gesellschaft, in der wir leben, ist ihrem Wesen nach familienfern. Im Unterschied zu Gesellschaftsformen der Vergangenheit nimmt sie von der Zugehörigkeit des Menschen zur Familie kaum Kenntnis. Schon für die Schule, mehr noch für Beruf und Arbeit bedarf es besonderer Bemühung oder bestimmter Anlässe, damit ins Bewußtsein tritt, daß der Schüler oder der Betriebsangehörige ein Mensch ist, der einer Familie zugehört. Auch Verbände und sogar geistliche Gemeinden vergessen leicht, daß die Menschen, die ihnen angehören, auch in einer Familie leben und an den Erlebnissen und Erfahrungen dieser Lebensform auf eine eigene Weise teilhaben. Es fördert ihre Nähe zur Familie durchaus nicht, wenn sie sich selbst das Wort Familie in einem uneigentlichen Sprachgebrauch im ganzen oder gelegentlich zueignen. Denn sie sind in ihrer Wirklichkeit nicht familienähnlich. Vielmehr eignet ihnen weithin ein Grundzug der Gesamtgesellschaft, der sie als Teilgruppen zugehören. Sie stehen nämlich unter dem Maßstab der erfolgreichen Leistung, die planmäßig angestrebt wird. Ihre Leistung ist rechnerisch erfassbar und prüfbar. Die Statistik ist ihr Symbol. Sie verrechnen darum den Menschen, der zu ihnen in Beziehung tritt, als Leistungsgröße . . .

Die Familienferne der Gesellschaft, in der wir leben, hat sich ausdrücklich auch in Gedanken geäußert, in denen der Maßstab der wirtschaftenden Gesellschaft auch zum Maßstab der Familien gemacht worden ist. Man ist etwa von der geschichtlichen Feststellung ausgegangen, daß die Familie in Gesellschaftsformen der Vergangenheit Träger ökonomischer und kommerzieller Funktionen war, die sie in der Gegenwart an andere Träger in der Gesellschaft abgegeben hat. Daraus wurde gefolgert, mit diesem Funktionsverlust habe die Familie ihr eigentliches Gewicht in der Gesellschaft verloren und es komme ihr nur noch der Charakter einer Randform der Gesellschaft zu. Eine radikale Konsequenz dieser Denkweise haben wir in geschichtlichen Versuchen vor uns, die Familie zu ersetzen durch soziale Formationen oder Gruppierungen, die möglichst in Betriebsnähe ihren Ort haben sollen. Eine andere Wirkung derselben Denkweise ist es, wenn von der Familie vorzugsweise die Rede ist als von einer Existenzform des Privaten, die ausgezeichnet ist durch den subjektiven Charakter der Intimsphäre. Das Fehlerhafte dieses Denkens liegt auf der Hand; denn zwar trifft die geschichtliche Feststellung zu, daß die Familie in der Gesellschaft der Gegenwart ihrer einzigen ökonomischen und kommerziellen Funktionen enthoben ist; aber nichts berechtigt deshalb, die Familie selbst dem Maßstab der verwandelten Gesellschaft zu unterwerfen, als habe sie damit ihr eigentliches Wesen und ihren Eigenwert verloren. Es liegt eher nahe, der Gesellschaft als wirtschaftender Gesellschaft die Gegenrechnung aufzumachen, wie es in letzter Zeit eindrucksvoll geschehen ist. Denn die Nichtachtung der Familie durch die wirtschaftende Gesellschaft, wie sie sich etwa in Äußerungen zur Frage des Familienausgleichs bekundet, ist tatsächlich ein Zeichen wirtschaftlicher Kurzsichtigkeit, wie der Nachwuchsmangel auf vielen Gebieten andeutet. Auch wer nur in ökonomischen Kategorien denkt, so unzulänglich sie in dieser Sache im letzten sind, wird sich in naher Zukunft zu der Einsicht gezwungen finden, daß die Nichtachtung der Familie durch die wirtschaftende Gesellschaft in Deutschland rückständig ist und die Gefahr wirtschaftlicher Rückschläge heraufbeschwört.

Man darf sich allerdings nicht verhehlen, daß in diesem Zusammenhang genaueres Nachdenken allseits erforderlich ist. Denn solange man in diesen Fragen nicht zum letzten Beziehungspunkt vordringt, auf den die Tatsachen und Verhältnisse hinweisen, die wir vor Augen haben, wird die Dringlichkeit, in die Zukunft gerichtete Entscheidungen zu treffen, nicht zwingend. Und mit dem Beklagen des Bestehenden ist nichts getan. Denn: es redet ins Leere, wer gegen den Kühlschrank als das Symbol einer gedankenlosen Wohlfahrts- oder Wirtschaftswundergesellschaft wettert, ohne daß er an den tatsächlichen Verhältnissen etwas ändert, die für die Familien mit drei und mehr Kindern die Gefahr der sozialen Deklassierung heraufbeschwören. Ebenso wirkungslos scheint mir die Klage über den „praktischen Materialismus“ zu sein, wenn von der Berufstätigkeit der Frau die Rede ist. Denn einmal ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die verheiratete Frau in der Vergangenheit keineswegs einfachhin ihren Platz am „häuslichen Herd“ hatte oder nur für die Kinder da war, sondern außer der Hausarbeit und der Kindererziehung die Gehilfin ihres Mannes in der Hauswirtschaft gewesen ist . . .

Zuerst heißt es ein Ende machen mit der Verklärung der Vergangenheit und mit einem Sprachgebrauch, der in seiner Ungenauigkeit ablenkt vom Tatsächlichen. Was hilft es etwa, wenn es vor einigen Jahren in der Ansprache eines hohen geistlichen Würdenträgers über die Familie heißt, ein kinderreiches Haus sei nicht nur in materieller, sondern auch in moralischer Hinsicht ein aufsteigendes Haus. Eine große Familie verkörpere eine gewisse Macht. Eine kleine Familie sei wie ein Grab, sie verschwinde wieder, ohne Spuren zu hinterlassen. Ist das nicht vielmehr eine Sprechweise, der die Wirklichkeit heute weder geschichtlich noch gesellschaftlich entspricht? Erschließt das so Gesagte tatsächlich etwas vom Wesen der Familie als Gesellschaft, in der wir heute leben? Ist denn ein kinderreiches Haus heute tatsächlich ein aufsteigendes Haus in materieller Hinsicht? Und: was hatte es denn mit der „großen Familie“ tatsächlich auf sich, bevor mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa die hohe Kindersterblichkeit zu Ende ging? Ist das nicht vielmehr ein Sprechen ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, wie es sich in den grundsätzlichen Erklärungen gegen jede Berufstätigkeit der verheirateten Frau ähnlich äußert, etwa unter Berufung auf seelische Schädigungen der Kinder, ehe noch geklärt ist, ob tatsächlich jedes Fernsein der Mutter von ihren Kindern seelische Schäden für die Kinder nach sich zieht, oder es Wege und Formen der Berufstätigkeit der verheirateten Frau gibt, die ohne Schäden sind?

Man mißverstehe mich nicht: Wenn ich mich gegen eine Verklärung des Vergangenen wende, die auf Kosten der Auseinandersetzung mit der Gegenwart geht und zu leicht endet im Klagen über das Gegenwärtige, dann rede ich nicht mit einem Wort von der vorbehaltlosen Anpassung an das Gegenwärtige . . . Denn ich weiß wohl, daß der Aufforderung, uns zu wandeln in dem neuen Denken, die Warnung vorausgeht, uns nicht anzupassen an diese Weltzeit. Alles kommt also auch in dieser Sache darauf an, recht zu unterscheiden. Und: sich wandeln, das ist ja nicht sich anpassen. Sich wandeln, das ist auch nicht ein Sehen auf sich selbst, auf sich allein. Wo muß das mehr gelten als dann, wenn von der Familie die Rede ist . . . Es ist, menschlich gesprochen, zum Verzweifeln, denkt man daran, daß in dieser Gesellschaft, allen großen Worten zum Trotz, eher die Reputation einer Tierart respektiert wird, als daß der Vergeudung des menschlichen Werthabens Grenzen ge-

zogen werden, wenn diese seelische und geistige Vergeudung geschäftlichen Gewinn bringt.

Staat und Familie

Ich weiß: man wird demgegenüber einwenden, das sei die Denkweise einer Gesellschaft, in der Einzelne und Gruppen miteinander im Wettbewerb liegen um den Erfolg. Aber das sei nicht das Ziel und der Wille des Staates. Gewiß: die Verfassung sagt der Familie ihren Schutz zu. Mehr noch: die Verfassung spricht von der unantastbaren Würde des Menschen, von der Freiheit des Gewissens und der Freiheit der Person. Und es ist außer allem Zweifel, daß mit diesen Worten, sollen sie nicht zu politischen Phrasen werden, von einer politischen Ordnung die Rede ist, die den Menschen nicht nach seinem Nutzwert für die Gesellschaft mißt, sondern jedem einzelnen Menschen einen Eigenwert zuschreibt, den der Staat ihm unter allen Umständen zu wahren verspricht. In diesem Grundgedanken, der den geistigen Angelpunkt des freiheitlichen Rechtsstaats ausmacht, hat eine politische Ordnung, wie die der Bundesrepublik Deutschland, den Richtpunkt ihres Denkens und Handelns.

Allerdings liegt in diesem Grundgedanken nicht nur der unüberbrückbare Gegensatz zu jeder Form totalitärer Politik; sondern dieser Gedanke läßt auch nicht zu, die politische Ordnung als ein Feld anzusehen, um die Interessen und Tendenzen, die in der Gesellschaft miteinander im Wettstreit liegen, mit den Mitteln der Politik auszugetragen. Sie setzt den Politikern und ihren Parteien noch ein anderes Ziel, als im Politischen pressure groups für Interessen zu sein. Wer für sich beansprucht, im Namen von Werten zu handeln, wie Würde des Menschen, Freiheit des Gewissens und Freiheit der Person, der hat sich damit einer Wertordnung unterstellt, deren Richtmaß nicht das individuelle oder gar individualistische Interesse ist. Denn in diesen Begriffen ist die Politik einer Norm unterstellt, die weder mit einem individualistischen noch mit einem kollektiven Interesse zusammenfällt.

Anders gesagt: wenn die Bundesrepublik Deutschland die Grundwerte ihrer Verfassung nicht zugunsten individueller oder kollektiver Interessen der modernen Massengesellschaft entwerten will zu politischen Phrasen, dann ist ihr ausdrücklicher Auftrag, alles zu fördern, was dazu beiträgt, diese Grundwerte zu verwirklichen. Die Frage ist in diesem Zusammenhang zu erheben, ob sich nicht die Verantwortlichen in dieser Sache bisher zu sehr mit dem Bekenntnis zu den Grundwerten begnügt haben, anstatt sich mit aller Entschiedenheit für sie einzusetzen. Müssen dem Staatsbürger nicht bei der jetzigen Lage der Dinge Zweifel kommen über den Ernst dieses Bekenntnisses, wenn er sieht, mit welcher Selbstverständlichkeit die Regierung und die Opposition vor der Unterhaltungs- und Vergnügungsindustrie im Namen von Freiheit und Demokratie kapitulieren, wenn es sich um Vorgänge handelt, in denen es um die Würde des Menschen, die Freiheit der Person und des Gewissens geht, welche die Verfassung politisch zu schützen verspricht. Wird da nicht vielmehr einer Freiheit ohne Würde und ohne Gewissen das Feld überlassen?

Und gehört nicht zu diesem Verhalten die Gedankenlosigkeit, mit der politisch die Familie behandelt wird? Macht man sich in Sachen des Kindergeldes, der Steuer und des Familienausgleichs nicht die Argumente der familienfremden Gesellschaft und eines radikalen Individualismus zu eigen, der familienfeindlich ist? Der Gipfel der Gedankenlosigkeit ist dabei erreicht, wenn die Nicht-

achtung der Familie hingestellt wird als Form einer liberalen Politik, der die Bevölkerungspolitik totalitärer Staaten zuwider sei. Denn dabei wird völlig verkannt, daß die Rehabilitierung der Familie, wie sie sich in kommunistisch regierten Staaten nach dem Vorbild der Sowjetunion vollzogen hat, im letzten die widerwillige Anerkennung einer Grundtatsache des menschlichen Zusammenlebens ist: der Tatsache nämlich, daß keine Ordnung, also auch keine politische Ordnung, auskommt, ohne an die Menschen, die ihr zugehören, Ansprüche und Anforderungen zu stellen. Das Ja zu diesen Ansprüchen und Anforderungen kann mit Macht erzwungen werden oder aus innerer Zustimmung kommen. Die große Leistung der intakten Familie liegt darin, daß aus der liebenden Zuwendung der Eltern zu den Kindern, im Verhältnis zur Welt, ein Grundverhältnis des Vertrauens und der Bejahung erwächst. Wenn schon der totalitäre Staat auf dieses Grundverhältnis, das die elterliche Erziehung bewirkt, nicht verzichten kann, um wieviel weniger darf es die Demokratie, die nicht den Menschen unter Zwang, sondern den Menschen in Freiheit will? Ist diese Demokratie freiheitlicher Rechtsstaat, dann ist ihre Freiheit nicht ohne Achtung vor der Würde des Menschen und der Freiheit des Gewissens und der Person, sondern sie setzt diese Achtung voraus. Darum kann gerade die Demokratie nicht auf die Familie verzichten, sondern sie hat in der Familie ihren ersten Partner. Denn die Achtung vor dem andern setzt wie selbstverständlich die Selbstachtung voraus, und in der Familie wird durch die liebende Zuwendung der Eltern zu den Kindern ein einzigartiges Grundverhältnis des Vertrauens und der Wertschätzung zur Welt und den Menschen gestiftet, mit dem auch die Wirkung des besten Unterrichts in der politischen Gemeinschaftskunde nicht entfernt zu vergleichen ist. Was der Staat also für die Familie tut, ist alles andere als vertan oder etwa ein Geschenk, es gehört vielmehr zum Besten und Notwendigsten, was er tun kann, wenn er nur sich selbst recht versteht und ernst nimmt . . .

Massenmedien — Herausforderung und Antwort

Hans Heigert führte zu diesem Thema aus:

Die bloßen Zahlen . . . lassen den Atem stocken: Woche für Woche durchblättern weit über 25 Millionen Menschen die illustrierten Blätter in der Bundesrepublik. Die größten von ihnen — Stern, Quick, Revue, Bunte und Neue Illustrierte — verkaufen allein insgesamt an die fünf Millionen Exemplare. Wenn jedes Heft fünfmal gelesen wird, ergibt dies schon 25 Millionen Leser. Vermutlich sind es mehr. „Hör zu“ wird Nummer für Nummer 3,6 Millionen mal verkauft. „TV — Hören und Sehen“ 1,2 Millionen mal. Gelesen werden sie wohl dreimal soviel.

Das vielzitierte „Deutsche Nachrichtenmagazin“ wird schätzungsweise von vier Millionen Menschen gelesen, die „Bild-Zeitung“ von zehn Millionen, „Bravo“ vermutlich von zwei Millionen Konsumenten.

Die Filme „Winnetou“, „Schatz im Silbersee“ und „Heimweh nach St. Pauli“ haben je mehr als drei Millionen Menschen vor der Leinwand versammelt. Der Film „Das Schweigen“, so schätzt der Verleih, hat es jetzt schon auf 8,1 Millionen Zuschauer gebracht.

Neun Radio-Stationen berieseln Tag und Nacht mit zwei Programmen das gesamte deutsche Volk mit Musik.

Das Deutsche Fernsehen versammelt Abend für Abend um 20 Uhr zu den Nachrichten der Tagesschau an die 15 Millionen Menschen vor den Bildschirmen. „Report“ und

„Panorama“ werden durchschnittlich von 14 Millionen Menschen betrachtet. Die Münchner Lach- und Schießgesellschaft hatte 1963 in einer Sendung rund 22 Millionen Zuschauer, und Willy Millowitsch bringt's gar auf 25 Millionen. Samstags um 22.30 Uhr sehen mitunter noch 12 Millionen Menschen Berichte von den Bundesligaspielen.

Was heißt das? Das heißt zunächst: wenn man die ganz Kleinen, die Kranken, die Reisenden, die sehr Alten, die Bettelarmen, die Eremiten, die Snobs und schließlich die Leute mit Disziplin und Askese abzieht, dann bedeuten diese Zahlen, daß das ganze deutsche Volk von einigen wenigen Publikationen erreicht wird, die insgesamt von nicht mehr als 200 oder 300 Leuten „gemacht“ werden.

Das ist ein Phänomen, das neu in die Weltgeschichte gekommen ist und die Zukunft mitbestimmt. Muß es den Atem stocken lassen? Die Geschehnisse der Welt wurden jahrtausendlang von den Kabinetten und Kanzleien gelenkt, von den Kanzeln und schließlich auch von den Tribünen. Diese alten Mächte scheinen drauf und dran zu sein, ihren Einfluß und ihre Macht zu verlieren. Zu verlieren an wen? An die Handvoll Publizisten oder gar Manager jener Instrumente, die wir gewohnt sind „Massenmedien“ zu nennen . . .

Massenmedien sind nicht böse an sich. Aber sie bergen die Gefahr in sich, des Menschen Sinne zu verschütten, sein Anlitz zu verwischen und sein Denken zu enteignen . . . Eben darin liegt die Herausforderung. Sie kennt keinen Vergleich in der Geschichte. Sie geht um Tod und Leben.

Wer die Herausforderung annimmt, muß ihren Charakter und ihr Handwerk genau kennen. Christenpflicht ist es ohnehin, je und je die Wirklichkeit zu erkennen zu suchen und sich verquollenen Ideologien zu entziehen. Wie wird die Publizistik gemacht?

Sie ist Menschenwerk. Journalisten sind Leute, die erkennen wollen — urteilen wollen — die die Welt verbessern wollen — die sich mitteilen wollen . . . Ihre moralische Qualität hat so viele Schattierungen, wie auch sonst in der Gesellschaft vorhanden sind. Die Behauptung sei gewagt, daß sie am Ende, könnte man einen Strich drunter ziehen und zählen und messen, noch etwas gepflegter ist als in sehr vielen anderen Berufen . . .

Die Journalisten als solche bedrohen nicht die Freiheit. Nur dort ist sie zu suchen, wo sie sich mit besonderen Mitteln ein bestimmtes, geschlossenes Publikum zu schaffen suchen und wo das Publikum sich selbst, in seiner Auswahl, „monopolistisch“ verhält. Jedermann weiß, daß es im Publikum Tendenzen gibt, sich zur publizistischen „Gemeinde“ zurückzuentwickeln und sich anderen Meinungen und Temperamenten zu verschließen . . . Die Freiheit ist dort bedroht, wo sich ein Publikum ohne eigenes Maß einfach dahindreißt. Das muß erklärt werden.

Es gibt Publikationen, deren Erfolg offensichtlich gerade darin liegt, daß sie sich in einem stets ironischen Tonfall ausdrücken oder im Ton einer Art öffentlichen Anklägers oder in dem der moralischen Scheinheiligkeit. Redlichen Christen und aufrichtigen Demokraten bereitet solcher Tonfall Übelkeit und Brechreiz . . . Im besten Fall verbirgt sich hinter diesem Ton verletzter Moralismus. Im Regelfall, so ist zu fürchten, handelt es sich um blöde, eitle Arroganz. Die Scheinheiligkeit ist die dritte Spielart solchen Journalismus. Sie gibt vor, die Maske vom Gesicht der Heuchler abzureißen. Doch weiß diese Art von Journalismus genau, daß die Scheinheiligkeit ihr eigenes Geschäft ausmacht . . .

Aber täusche sich niemand. Gewiß gibt es die makabre

Lust von dreißigjährigen Redakteuren, die sogenannten Tabus der Gesellschaft zu zerstören. Doch dieses Werk gelingt nur dort, wo es schon fast vollzogen war. Jene Art von Journalisten treiben Motoren an. Aber der Treibstoff wird ihnen aus der Gesellschaft selbst geliefert. Die Boulevard-Journalisten lernen immer aufs neue, was „geht“ und was „nicht ankommt“ . . .

Nach allem läßt sich sagen: Massenpublikationen sind dann des Teufels, wenn sie auf ein passives Publikum treffen, vorhandene Tendenzen zum Vorurteil oder zur ironischen Auflösung bestärken, Gefolgschaft erzeugen, die kritiklos hinnimmt und sich der Pflicht zur Freiheit selbst begibt . . .

Auch Bücher werden heute in Massen gedruckt, verkauft, ausgeliehen. Ein erstaunliches Phänomen im übrigen, das niemand im Zeitalter des Fernsehens und überhaupt des Massengenusses erwartet hatte. In Hamburg wurden 1963 vier Millionen Bücher aus den öffentlichen Büchereien ausgeliehen, in Berlin sechs, in München 2,5 Millionen. Aber Bücher werden gelesen. Das ist ein aktiver Vorgang, der den Menschen bei sich hält. Auch Wortsendungen im Hörfunk fordern aktives Tun. Man kann nicht zuhören ohne Verstand und Phantasie. Anders bei Musiksendungen. Ihre Berieselung kann zur Süchtigkeit führen. Es soll Leute geben, die den Tag nicht mehr ohne muntere Weisen aus dem Lautsprecher beginnen können . . .

Askese und sinnvolle Auswahl

Die erste Antwort muß lauten: Askese . . . Sie beginnt an der Taste des Fernsehgerätes. In Familien, die einen Guckkasten haben, sitzen über 40 Prozent der Kinder täglich vor dem Bildschirm. Und über 20 Prozent der rund Zehnjährigen dürfen regelmäßig das gesamte Abendprogramm ansehen . . .

Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß ein Mensch, der täglich das gesamte Abendprogramm im Fernsehen anschaut, sich zu seinen eigenen Möglichkeiten hin entwickelt. Das kann auch nicht der Mensch, der seine Abendzeit mit dem Durchblättern bunter Lesezirkel totschlägt. Das Alibi, auf diese Weise sei doch wenigstens die Familie beisammen, ist das erbarmungswürdigste, das man sich denken kann. Da ist die Familie, die den Vater zweimal in der Woche zum Kartenspiel ins Wirtshaus entläßt, derweil die Frauen zu Hause palavern, durchaus noch mehr „Familie“. Denn da wird immerhin geredet und gespielt. Das ist menschliches Tun.

Zum zweiten: Wer sich beharrlich nur von solchen Organen oder Sendungen informieren läßt, die seine eigenen Komplexe und Vorurteile bestätigen, versündigt sich gegen seinen Auftrag, sich zu verwirklichen . . .

Ein Mensch, der auf sich hält, hat auszuwählen. Aber er hat es sich dabei nicht leichtzumachen. Er darf sich nicht mit dem abschließen, was ohnehin seinen lieben Denkgewohnheiten entspricht. Wenn vorhin von der Askese gegenüber dem massenhaften Angebot gesprochen wurde, so nun von der Pflicht zur zwar beschränkten, doch vielfältigen Auswahl. Es genügt einfach nicht, sich bloß und ausschließlich der Information eines einzigen Organs hinzugeben — nämlich dem, das halt immer so schön und lautstark das sagt, was man mit innerer Befriedigung gern hört . . . Der Christ und der Demokrat stehen heute vor der vertrackten Aufgabe, jede Sache zweimal anzusehen. Wer dies nicht tut, sinkt kleinmütig zurück ins Getto . . .

Dritte und letzte Antwort: Die Wahrheit ist nicht einfach

gegeben und verfügbar. Die Wahrheit ist weiter von uns entfernt, als integrale Kirchenpolitiker mitunter vorgeben: Die Wirklichkeit kann erkannt werden. Doch bleibt die Erkenntnis neutral, wenn sie nicht an der Wahrheit gemessen und beurteilt wird. Das Vehikel aber, mit dem wir uns von der Wirklichkeit zur Wahrheit bewegen, ist die Meinung. Meinung entsteht zwischen Wissen und Glauben, zwischen Einsicht und Vorstellung, zwischen Tatbestand und Postulat. Meinung kann aber nur dann entstehen und immer neu fortleben und wirken, wenn Dialog ermöglicht wird und bleibt . . .

Der Dialog in der Gesellschaft muß stattfinden. Er muß am Leben gehalten werden . . . Doch muß der Dialog, soll er Sinn haben, den Vordergrund durchdringen. Er muß zum Zweifel und zur Gegenrede führen, sonst bleibt er oberflächlich, oder er wird böse und verklemmt . . .

Ein Wort an die Produzenten und Kollegen:

Macht weniger Programm! Erinnert euch der segensreichen Einrichtung der Sendepause . . .

Bedruckt weniger Papier. Und das Wenige ein bißchen redlicher. Das Publikum ist besser als sein Ruf . . .

Macht weniger Musik, auch auf mechanische Art. Wenn die Schallplatte in der Zukunft das Konzert ersetzt, so mag aus der lebendigen Kunst eine beliebige Gebrauchsware werden . . .

Welt des Glaubens — Welt der Bildung

In seinem Referat führte Alois *Schardt* aus:

. . . Viele Katholiken sind verdrossen, wenn man über die Wissenschaft, über die Bildung, über Erscheinungen unserer heutigen Kunst und Kultur spricht . . . Wir haben viele Bedenken, aber wenig schöpferische Kraft. Die Welt des Glaubens, unseres Glaubens, hat sich von der Welt der Bildung abgesetzt. Das ist das trübe Bild, das wir deutsche Katholiken in der Öffentlichkeit bieten . . .

. . . Jeder, der in seinem Beruf weiterkommen will, weiß, daß er sich anstrengen, seinen Verstand gebrauchen muß. Sollte unser Glaubensverständnis davon ausgenommen sein? Können die Katholiken aus diesem Entwicklungsprozeß aussteigen? Durch uns soll sich christliches Denken in diese Welt übersetzen. Ich glaube, wir wissen noch zu wenig, was das heißt. Denn wir scheuen und fürchten uns, die Gedanken unserer Zeit mitzudenken, die kühnen Taten, die komplizierten Gedankengänge unseres Jahrzehnts richtig anzuschauen, mitzuformen und — wenn es sein soll — umzuformen. Der Rückzug auf die falsche Bescheidenheit des sogenannten „kleinen Mannes“ ist keine Lösung. Wer den Anteil der Katholiken Deutschlands an geistigen Leistungen unserer Zeit zu messen sucht, der ist erschreckt über das mittelmäßige Bild, das wir abgeben . . .

Die Aufgaben, die an uns gestellt sind, nehmen zu. Sie nehmen zu hinsichtlich der Zahl und hinsichtlich ihrer Kompliziertheit. Wir aber konzentrieren unsere Kraft fast ausschließlich auf die Verteidigung überholter Positionen. Die entscheidenden Auseinandersetzungen unseres Zeitalters werden seit langem an anderen Orten geführt . . .

Der gute Christ ist nach landläufiger Auffassung der stille, der bescheidene Christ. Das alles sind Tugenden, deren Wert niemand mindern will; aber diese Bescheidenheit dürfen wir nicht mißverstehen. Im übrigen Leben sind wir ja auch nicht sonderlich bescheiden. Wir konsumieren ebensoviel wie unsere Mitbürger. Aber wir sind geistig, wissenschaftlich zurückgeblieben. Wir nehmen eine

Schonhaltung ein, die immer das Zeichen einer inneren Krankheit ist. Wir ernähren uns selbst und unsere Kinder mit geistiger Schonkost und wundern uns, daß der deutsche Katholizismus nicht gedeiht.

Schon einmal hat die katholische Kirche es versäumt, sich rechtzeitig mit dem Heraufkommen neuer Fragen, neuer Aufgaben zu befassen. Auf solche Weise hat die katholische Kirche die Arbeiterschaft verloren. Sind wir heute nicht wiederum dabei, ein Stück Welt zu verlieren, die Welt des Glaubens weitab von der Welt der Bildung anzusiedeln in der irrigen Meinung, es gäbe so etwas wie die heile und schöne Welt der Idylle und der Gefährlosigkeit? Es gibt viele, die sagen, daß wir auch die Gebildeten verloren haben. Für diese Meinung gibt es manche Beweise. Wenn aber die Gebildeten nicht mehr gläubig sind, dann heißt das doch nicht, daß moderne Bildung und unser Glaube unvereinbar sind. Gar mancher Katholik, der sich gerne als Intellektueller geben möchte, beginnt damit, sich über seine Glaubensbrüder kritisch auszulassen, sich über das katholische Milieu kritisch zu äußern. Und was tun wir? Wir reagieren empfindlich.

Lesen wir doch lieber solche Kritiken. Aber lesen wir sie genau. Nicht alles, was uns nicht schmeichelt, ist deshalb schon falsch oder links oder unchristlich . . . Das neue Denken, in dem wir uns zu wandeln haben, verlangt von uns zunächst einmal, daß wir von falschen Sinnverbindungen loskommen, mit denen wir katholische Christen die Welt betrachten und beurteilen. Was bedeutet das etwa in der Praxis? Wählen wir einige Beispiele: In der Auseinandersetzung um die Frage der Verbesserung der Schulen auf dem Lande erwecken die katholischen Stellungnahmen nicht selten den Eindruck, als ob wir uns verschworen hätten, einen vorindustriellen Zustand der Landwirtschaft, die vorindustrielle Ordnung des Dorfes auf ewige Zeiten zu bewahren. Es kann doch nicht christliche Aufgabe sein, das Dorf von der modernen Entwicklung auszuschließen. Das Dorf ist ein Lebensraum unserer Zeit und nicht ein Reservat primitiver Völkerschaften.

Man wird mir mit Recht entgegenhalten, daß diese Meinung von katholischer Seite nicht ernsthaft vertreten wird. Es ist zum Beispiel richtig, daß die katholischen Bischöfe Bayerns eine Verlautbarung zu dieser Frage herausgebracht haben, die große Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet. Warum aber geschieht das so spät, warum gibt es wieder andere Äußerungen, die das teilweise zurücknehmen? Daß wir uns immer nötigen lassen, ist der Vorwurf, den man uns machen kann. Wir haben zu wenig Initiative . . .

Nehmen wir ein anderes Beispiel: die Konfessionsschule. Man hat immer wieder behauptet, den Katholiken falle in der Bildungsfrage nichts weiter ein als ihr Votum für die Konfessionsschule. Diese Behauptung ist falsch. Sie stimmt historisch nicht, und sie stimmt nicht für die Gegenwart . . . Zum Beispiel laufen daneben die Bemühungen der Katholischen Akademien, eine Begegnung zwischen Kirche und moderner Welt herzustellen. Zum Beispiel hat sich das katholische Büchereiwesen weiterentwickelt und stark verändert. Zum Beispiel ist die soziale Bildungsarbeit in einigen Diözesen stark forciert worden. Es gibt eine vielbeachtete bischöfliche Hochbegabtenstiftung, das Cusanuswerk, es gibt katholische Einrichtungen des zweiten Bildungsweges. Indem aber die *politische* Auseinandersetzung sich auf die Frage der Konfessionsschule konzentriert, werden die katholischen Äußerungen darüber stärker beachtet. Wir lassen uns die

kulturellen Themen von unseren Gegnern aufzwingen. Wenn ich die katholischen Initiativen in vielen Bereichen der modernen Bildung aufzähle, dann wird man mich fragen, warum ich zu Anfang von einer kulturellen Müdigkeit der Katholiken gesprochen habe. Darauf will ich antworten: Alles, was bisher geschehen ist, ist nebeneinander her entstanden. Es gibt bis heute keine Zusammenfassung dieser Initiativen. Es gibt immer nur säuberlich getrennte Bereiche. Der gemeinsame Nenner, die gemeinsame Vertretung ist bisher im katholischen Bereich nicht gelungen, weder der Hierarchie der Kirche noch der Laienvertretung . . .

Gründe für den Bildungsrückstand

Noch ein drittes Beispiel:

Wir haben bereits davon gesprochen, daß es zuwenig katholische Studenten in bestimmten Disziplinen gibt. Gerade in den modernen Wissenschaften sind wir nur schwach vertreten. Woran mag das liegen? Mir scheint, es gibt so etwas wie eine Milieusperrre bei den deutschen Katholiken. Es gibt eine sogenannte katholische Berufsskala, die zwar nirgendwo schriftlich niedergelegt, aber mit vielen Beispielen und Statistiken belegbar ist. Nach dieser Berufsskala haben sich gut katholische Buben und Mädchen neben den geistlichen Berufen etwa noch für den Lehrerberuf oder für den Arztberuf, für soziale und pflegerische Berufe zu entscheiden. Dann aber ist die Skala der sogenannten religiös ergiebigen Berufe bereits erschöpft. Dann fangen schon jene Berufe an, die nach landläufiger Auffassung mit der Religion und dem Glauben weniger zu tun haben (etwa das Studium der Rechte, der Chemie, der Physik und so weiter). Was in unserer Vorstellungswelt als ein wahrer „christlicher“ Beruf lebt, geht auf die Vergangenheit zurück und hat bereits eine literarische Verklärung erfahren . . .

Gewiß ist unsere deutsche Situation sowohl historisch wie auch sozial bedingt. Die deutsche Bildungstradition seit der Klassik, vor allem seit dem Neuhumanismus, ist wesentlich bestimmt worden durch das protestantische Pfarrhaus. Nahezu 50% der großen deutschen Gelehrten, Politiker, Künstler und Wissenschaftler der vergangenen zwei Jahrhunderte kommen aus dem evangelischen Pfarrhaus. Das hat auf die Katholiken einen besonderen Einfluß gehabt. Sie waren nicht und sind auch heute noch nicht voll einbezogen in die kulturelle und die wissenschaftliche Tradition Deutschlands. Dabei hat sich bei der katholischen Bevölkerung so etwas wie ein Gettodenken und wie ein insulares Selbstbewußtsein herausgebildet. Unterstützt wurde das durch die langanhaltende Verbindung von protestantischer Kirche und politischer Führung in Deutschland — besonders im alten Preußen . . . Diese objektiven Gründe — so entscheidend sie gewesen sein mögen — gelten heute nicht mehr. Subjektiv sind wir aber über ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl, eine kleinbürgerliche Vorstellungswelt noch nicht hinweggekommen. Viel zu viele nur traditionell bedingte Vorstellungen halten wir für christliche Glaubenspositionen. Weil das so ist, verteidigen wir oftmals die Geschichte statt unseren Glauben. Nirgendwo ist das mehr zu spüren als gerade im Bereich der Kultur und der Bildung.

Die katholische Tradition in Deutschland hat gefährliche Leitbilder geschaffen. Sie ist an irgendeinem Punkt der Vergangenheit stehengeblieben. Diese Leitbilder aufzulösen ist eine Aufgabe der heute lebenden Generation. An diesem Punkt sollten wir uns um echte Unterscheidung bemühen. Hier müßten unsere Priester und fachkundigen

Laien die große Aufgabe sehen. Viel zu wenig werden wir in Predigten, in Glaubensunterweisungen oder in unseren Bildungswerken, auch in den sozialen Verbänden darauf hingewiesen, daß es zur personalen Entfaltung des Christen von heute gehört, die geistigen Fähigkeiten auszuschöpfen. Ich meine, daß es eine in unserem Glauben begründete Aufgabe ist, den eigenen Verstand zu wecken, den Geist zu entwickeln, damit man als Christ in dieser Welt bestehen kann . . .

Gewiß hat der Bildungsrückstand der Katholiken auch soziale Gründe. Gerade unter den Katholiken gibt es viele sozial schwache Familien. Darüber hinaus spielt das Bildungsgefälle von Stadt und Land für die Katholiken, die zu einem großen Prozentsatz der Landbevölkerung angehören, eine große Rolle. Manches Mädchen und mancher Junge kann nicht zur höheren Schule, weil eine solche Schule nicht erreichbar ist, weil die Begabungsansätze nicht entwickelt wurden oder weil die Mittel dazu fehlen. Könnte man nicht statt einer Orgel- oder Glockenspende zu einem Stipendium, zu einer Studienhilfe für junge Menschen aufrufen? Bisher hat man das nur für mutmaßliche Theologiestudenten gemacht. Pfarreien könnten aber auch allgemeine Studienhilfen gewähren. Studienhilfen sind jedoch nicht nur Finanzhilfen. Nicht selten fehlt den jungen Schülern zu Hause ein Raum zum Arbeiten. Wäre es nicht schön, wenn sich im Pfarr- oder Jugendheim unter der Aufsicht und Hilfe älterer Schüler diese Arbeit erledigen ließe? Viele gute Einfälle ließen sich hier verwirklichen . . .

Die Krise der Literatur und die Christen

Zu diesem Thema entwickelte Werner Ross folgende Gedanken:

. . . Seit dem letzten Weltkrieg — um einen ungefähren Zeitpunkt anzugeben — wissen die Schriftsteller nicht mehr, was sie sollen und was sie wollen. Fragwürdig geworden ist alles: von der Technik des Schreibens bis zum Sinn literarischer Tätigkeit . . .

Der Krieg hat alle etablierten Systeme wie ein gewaltiges Erdbeben erschüttert. Nachher hat es manche Ansätze zur Restauration, zur Wiederherstellung des Altgewohnten und Altbewährten, gegeben, wie etwa bei uns in den ersten Nachkriegsjahren, als wir allesamt Hunger nicht nur nach Brot, sondern auch nach Höherem hatten, die schöne Utopie eines christlichen Humanismus. Aber auch in diesem Fall war der Gang der Geschichte, der Rat-schluß Gottes, stärker als das gutgemeinte Wollen der Menschen . . .

Die Schriftsteller spiegeln diesen Zustand mit ihren Mitteln, in ihren Werken; sie können sich nicht mehr häuslich in einer humanen Skepsis oder in einem aristokratischen Ästhetentum oder in einem naiven Fortschrittsglauben einrichten. Wie vor anderthalb Jahrhunderten der Welt-schmerz, so grassiert heute der Weltekel. Die Hölle, metaphysisch längst nicht mehr geglaubt, wird aus-geborgt, um das Schauerliche unserer Erdenexistenz in das stärkste Bild zu fassen. „Die Hölle, das sind die anderen“, heißt es bei Sartre.

Ein Baumeister ohne Richtmaß ist übel daran. Ein Schriftsteller, dem die Maßstäbe aus der Hand geschlagen sind, hat Mühe, eine Welt zu konstruieren — die innere eines Gedichtes oder die in Figuren und Geschehnissen auseinandertretende eines Dramas oder Romans. Die Krise des Weltverhältnisses setzt sich in Formkrise um. Ungefähr gleichzeitig haben wir den Antroman, das Antidrama

und den Zerfall der Lyrik in bloße Worte und Zeichen erlebt. Wir wollen das nicht überschätzen, es ist viel Mode und Made . . .

Das wäre also ein schwarz gemaltes Bild der heutigen Schwarz-in-Schwarz-Literatur. Damit können wir uns nicht zufriedengeben. Nicht ein leichtfertiger Optimismus verleitet mich dazu, in dieses Mode-Schwarz ein paar Lichtstrahlen fallen zu lassen, sondern das Vertrauen auf die Natur des Menschen. Verzweiflung ist kein Dauerzustand. Das Peinliche vieler Erzeugnisse moderner Schriftsteller kommt daher, daß sie für ihren Dauer-Nihilismus nicht mit ihrer ganzen Person eintreten . . .

. . . Wir blicken . . . auf die Literatur, die uns am meisten angeht: die deutsche. Das geschieht nicht ohne Kummer und Verwirrung. Was soll man von ihr halten? Das erste betrübliche Faktum heißt Gespaltenheit: westdeutsch, ostdeutsch, schweizerisch, österreichisch. Die Kontakte sind unterbrochen oder spärlich. Das zweite Faktum heißt Parteiung. Umstritten sind die Toten, von Benn über Mann zu Brecht, umstritten sind die Lebendigen, von Johnson bis Jünger . . .

Wie steht es? . . .

Ich fange mit einer ein bißchen provokatorischen Behauptung an: die deutsche Literatur ist da am weitesten zurück, wo sie sich selbst für am fortgeschrittensten hält — im Kampf gegen sogenannte Tabus. Während es überall auf der Welt zum Wesen einer fortschreitenden Aufklärung gehört, daß sie die alte massive und rabiate Aufklärung überwindet, breitet sich bei uns ein erschreckender Vulgär-Atheismus aus . . .

Man könnte mancherlei weiteres hier anreihen: die Leichtfertigkeit etwa, mit welcher der Lyriker Enzensberger Päpste und Politruks in einem Atem nennt, oder den bei Grass aus katholischen Jugenderinnerungen genährten Anti-Komplex . . .

Trotz dieser Einsprengel von abgestandenem Antiklerikalismus tut man gut daran, das Gesamtniveau der deutschen Nachkriegsliteratur nicht zu unterschätzen. Die Gruppe 47 wäre längst zu Staub und Asche zerfallen, wenn sich in ihr nicht einige kräftige Talente nach vorn bewegt hätten. Für sie alle gilt, daß sie gescheit sind, tüchtige Meister des Schreibhandwerks . . . Für manche paßt der Spitzname, den Walser seinem Helden Anselm in dem Roman „Halbzeit“ gibt: Cleverlein. Clever, gewitzt, geübt, „Spiegel“-Leser, die alles durchschauen, die gängigen Redensarten beherrschen und parodieren, allergisch gegen alle Anschläge auf die Freiheit oder was sie dafür halten, anarchisch von Instinkt und hoffnungslos in alles Linke verliebt, solange es sich nicht realisiert . . .

Unsere Wohlstandsgesellschaft läßt sich nach Feierabend diese Kitzelspässe wohlgefallen, wie in einem Kabarett, wo die böseste Pointe den meisten Beifall einheimst. Wir Christen aber sollten diese scharfäugigen und scharfzüngigen Kritiker unserer Gesellschaft durchaus ernst nehmen, auch dort, wo wir selber aufs Korn genommen werden. Wir müssen lernen, ihnen gewachsen zu sein: auch an Bildung, an Versiertheit, Schlagfertigkeit, Treffsicherheit, an Niveau und Horizont.

Lebenshilfe durch Literatur

Indem ich das sage, mache ich ein Eingeständnis und erhebe einen Anspruch: das Eingeständnis, daß die Christen in dieser Gesamtgesellschaft nur noch eine — große oder kleine — Gruppe sind, den Anspruch, daß *wir* uns so, als Christusbefolger, bezeichnen dürfen. Vielleicht hängt das eine mit dem anderen innerlich zusammen: weil wir

dem Anspruch nicht mehr oder noch nicht genügen, sind wir nicht der Sauerteig, der das Ganze durchformt, sondern eine Fraktion.

Wie dem aber auch immer sei, beginnen müssen wir mit der Feststellung, daß die Krise unserer Welt, die uns hier als Krise der Literatur beschäftigt, durch uns mit hervorgerufen worden ist. Wir selber stecken mitten darin, können uns nicht ausreden und sagen: Seht *Ihr* zu! Wenn eine Dürre über die Welt kommt, dann nützt es nichts, daß wir darauf hinweisen, wie gut unsere Äcker gebaut sind . . .

Nein, die Dürre hat nicht an den christlichen Zäunen haltgemacht. Die wunderbare Bewegung des „renouveau catholique“ ist längst historisch geworden . . .

Heute sind selbst die Buchhändler in Verlegenheit, wenn man sie nach Neuerscheinungen auf dem christlichen Sektor fragt.

Gut also, das wäre ein Tatbestand, den zu bejammern nichts nützt, eine schlecht ausgefallene Ernte. Oder sollten wir uns die Situation nicht doch etwas genauer ansehen, um einige Schlußfolgerungen daraus zu ziehen? Da stellen wir zunächst ein blühendes, organisch und organisatorisch wohlentfaltetes christliches Gemeindeleben fest, verwirklicht Reformen und Bereitschaft zu neuem, gutem Willen im Beten und im Geben, darüber hinaus ein breites Interesse an religiösen Fragen, das sich bis weit in den Bereich der Viertelsgläubigen und Nicht-mehr-Christen erstreckt. Die Gestalt Johannes' XXIII. und das II. Vatikanische Konzil haben dieses Interesse nicht geweckt, aber gesteigert und zusammengefaßt. Ganze Taschenbücherreihen leben von der dadurch angefachten Diskussion. Sachbücher wie Bamms „Frühe Stätten der Christenheit“ sind Massenerfolge geworden. In diesem Zusammenhang müssen wir auch die außerordentlich weitreichende Wirkung zweier christlicher Autoren stellen, die zur gleichen Generation gehören wie die Schriftsteller der Gruppe 47: Luise Rinser und Heinrich Böll.

Das Publikum also schläft nicht. Allerdings, auch das läßt sich an den Fakten ablesen: es will etwas ganz Bestimmtes: nicht mehr das Literarisch-Stilisierte, nicht mehr das Historisch-Distanzierte, sondern Informationen und Orientierung, kurz: Lebenshilfe. Literatur im Sinne einer hohen Kunstübung wird immer mehr Sache der Eingeweihten, der Fachleute, der spezifisch Vorgebildeten. Dafür findet die Zeit-Literatur — ich bediene mich dieser abkürzenden Benennung — ein um so breiteres Publikum. Längst ist hier neben oder an die Stelle der alten Formen: Lyrik, Drama, Erzählung, das Hörspiel, das Fernsehspiel, die Reportage getreten. Millionen von Menschen wollen statt der Konserven aus der Traumfabrik, wie sie der Film einst lieferte, das Leben, wie es ist, Mitmenschen, die in unsere Konflikte verwickelt sind und die einen Weg zeigen, damit fertig zu werden . . .

Lebenshilfe also. Das ist vom Künstler her gesehen sehr problematisch. Er ist kein Arzt, kein Seelsorger — dennoch, ihm brennt die Zeit auf den Nägeln, er faßt ihren Puls, er sagt sie aus, und ihre Not ist seine Not . . .

Der Geist weht, so er will — durch den Mund eines gottbegnadeten Bischofs oder eines gottbegnadeten Dichters. Talente, gar Genies, lassen sich nicht züchten, nicht erzwingen. Wohl können wir den Boden bereiten: durch Aufnahmebereitschaft für das Moderne, als den Ausdruck unserer Lebenswelt, durch unbekümmerte Abfertigung aller plumpen oder antiquiert antikirchlichen Polemik, durch Überwindung jener törichten Ängstlichkeit, die nur die Leute aus dem eigenen Lager für garantiert ungefähr-

lich hält, durch eine kritische, Vorbehalte nicht scheuende Anerkennung aller großen Literatur, durch Förderung junger Talente, auch wenn sie ungebärdig sein sollten, durch Großzügigkeit gegenüber einer Kritik an der Kirche, die aus Liebe zur Kirche kommt, durch Erziehung der jungen Theologen zu gebildeten, belesenen, dem Anprall moderner Theorien, Argumente, Experimente gewachsenen Mitgliedern unserer Gesellschaft, durch kluge Beratung und Lenkung des Lesergeschmacks in den Volksbüchereien, kurz und gut, die Hände brauchen nicht in den Schoß gelegt zu werden . . .

Die Delegiertenversammlung der katholischen Verbände

Am Mittwochmorgen begann die Delegiertenversammlung der katholischen Verbände mit einer Bischofsmeßfeier, die der Weihbischof von Rottenburg, Wilhelm *Sedlmeier*, zelebrierte. Die Predigt hielt Generalpräses Heinrich *Fischer*, Köln. Anschließend versammelten sich ca. 500 Delegierte auf dem Killesberg, um den vom Zentralkomitee vorbereiteten Entwurf zu beraten. Präsident der Konferenz war Elisabeth *Pitz-Savelsberg* MdB. Das erste Referat hielt Staatssekretär Hubert *Hermans*, der Bevollmächtigte des Landes Rheinland-Pfalz bei der Bundesregierung, das zweite der Bischof von Aachen, Johannes *Pohlschneider*.

Das Referat von Staatssekretär Hermans

Staatssekretär Hubert *Hermans*, dem Bevollmächtigten des Landes Rheinland-Pfalz bei der Bundesregierung, war es übertragen worden, die Delegierten über die Bildungsaufgaben der katholischen Gesellschaft in Deutschland von heute zu informieren. Hermans erfüllte diese Aufgabe in einem umfassenden Referat, das sowohl eine Bestandsaufnahme wie eine kritische Durchleuchtung der Situation darstellt. Nachdem der Berichterstatter das Bildungsmanko sowohl des deutschen Volkes wie auch insbesondere der deutschen Katholiken dargelegt hatte, kam er auf die Brennpunkte der derzeitigen schulpolitischen Auseinandersetzungen zu sprechen.

Die Volksschule auf dem Lande

. . . Es ist heute schon so gut wie außer Streit, daß unsere traditionelle Volksschule mit acht Pflichtschuljahren nicht mehr in der Lage ist, das selbstverständliche Ausbildungsziel zu erreichen, nämlich Schulabgänger zu entlassen, die alles notwendige Rüstzeug haben, um unter den heutigen Lebens- und Berufsverhältnissen ihren Mann zu stehen. Schon die allgemeine Einführung des Berufsschulwesens war die Folge eines Zurückbleibens der Leistung der Volksschule gegenüber den steigenden Ansprüchen der heutigen Berufswelt. Hinzu kommt, daß die sogenannte Akzeleration der Reifung der Jugendlichen eine vorwiegend physische ist, der auf psychischem Gebiet in mancher Hinsicht eine Verlangsamung des Reifungsprozesses gegenübersteht. Die Einführung eines neunten Pflichtschuljahres ist deshalb eine ausgemachte und in mehreren deutschen Ländern schon in die Tat umgesetzte Sache. Wir werden wahrscheinlich auch nicht fehlgehen, wenn wir in Anpassung an die Schulreformen unserer europäischen Nachbarländer bereits ins Auge fassen, die Schulpflicht bis zum vollendeten 16. Lebensjahr zu verlängern.

Ist aber die typische Landschule, d. h. die wenig gegliederte Schule, in der Lage, ein 9. Pflichtschuljahr sinnvoll zu gestalten? Auch hier sind Lösungen nicht erst theoretisch erwogen, sondern bereits in der Durchführung begriffen. Die allseits als notwendig erkannte grundlegende Reform der Volksschuloberstufe führt, was die wenig gegliederte Schule angeht, unausweichlich dazu, die Oberstufen mehrerer solcher Schulen — wenn irgend möglich — an geeigneter Stelle zusammenzufassen. Ob diese Zusammenfassung bereits ab dem 5. oder erst ab dem 7. Schuljahr geschehen soll, ist demgegenüber sekundär und hängt teils von schulpraktischen Erwägungen, sehr wesentlich aber auch davon ab, wie ein Gesamtkonzept aller Schulen bis zur Schwelle der Hochschulreife auszusehen hätte.

Sobald aber derartige Pläne zur auch nur teilweisen Zusammenfassung von Landschulen zur Erörterung stehen, macht sich vor allem in katholischen Kreisen lebhaftes Unbehagen breit. Man spricht von der körperlichen Belastung und sittlichen Gefährdung der Kinder durch zu weite Schulwege oder den Zwang zur Benutzung öffentlicher und sonstiger Transportmittel. Man verwahrt sich gegen die mögliche Entfremdung der Schüler von ihrer Dorf- oder ihrer Kirchengemeinde, und vor allem meldet sich die Sorge, der Bekenntnischarakter der Schulen werde durch die Zusammenlegung gefährdet. In diesem Zusammenhang wird dann auf das Elternrecht verwiesen.

Hier ist aber einmal unvoreingenommen zu prüfen, was von diesen Bedenken in unserer katholischen Substanz wurzelt und was etwa nur durch die traditionelle Siedlungs- und Sozialstruktur des katholischen Volksteils motiviert ist. Für das Elternrecht gilt eindeutig das erste, für die übrigen Argumente mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das zweite. Rein gefühlsmäßig wird vorausgesetzt, der Unterschied von Stadt und Land sei naturgegeben, er könne nicht verwischt werden und er dürfe das auch nicht, weil das Land sozusagen der Hort aller positiven Werte, die Stadt das Gegenteil sei.

Diese Voraussetzung ist beim Städter als romantische Reminiszenz entschuldbar, zumal von da aus immer noch Landbevölkerung und Bauernstand identifiziert werden. Vom Land her ist sie aber wahrscheinlich ein Ergebnis der Bevölkerungsverteilung, die den Katholiken das beruhigende Gefühl gibt, dort unter sich zu sein, und sogleich ihre Abneigung erzeugt, diesen Zustand stören zu lassen. Er ist aber längst gestört . . .

Es war nur die logische und längst fällige Konsequenz aus dieser Sachlage, wenn die bayerischen Bischöfe und, ihnen folgend, im November 1963 alle deutschen Bischöfe forderten:

Die Landkinder sollten die gleiche Chance der Bildung und des gesellschaftlichen Aufstiegs haben wie die Kinder in der Stadt. Die Gleichheit der Chancen müsse das gesamte Bildungswesen von der Volksschule bis zur Universität umfassen. Um den Begabungen auf dem Land diese Möglichkeit zu eröffnen, seien die Förderung, der Ausbau und die Errichtung weiterführender Schulen in ländlichen Gegenden erforderlich.

Die Forderung der Bischöfe entspricht übrigens genau dem, was in Artikel 3 Abs. 3 des Grundgesetzes verankert ist: Daß nämlich niemand seiner Heimat und Herkunft wegen benachteiligt werden darf. Aber wer wagt angesichts des Bildungsgefälles zwischen Stadt und Land schon zu behaupten, unser bestehendes Schulwesen werde diesem Grundrecht der Gleichheit, das ja Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung als unmittelbar geltendes

Recht bindet, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gerecht?

Wollen wir aber ernstlich die Chancengleichheit der Stadt- und Landkinder in der Schulbildung, d. h. also die Vermehrung und den Ausbau weiterführender Schulen in ländlichen Bereichen, so zeigt sich sofort die Brüchigkeit der meisten Bedenken gegen die Zusammenfassung von Volksschuloberstufen. Während es sich hierbei durchweg um nahe, benachbarte Orte handeln wird, wäre es utopisch, anzunehmen, daß selbst bei stärkstem Ausbau des weiterführenden Schulwesens die Schulwege nicht immer noch weiter und damit körperlich und sittlich belastender sein würden; auch die Durchbrechung der Dorf- und Pfarrgemeinschaft wird sich — bis in die Erteilung des Religionsunterrichts durch andere als die Pfarrgeistlichen — bei den Schülern der weiterführenden Schulen weit stärker bemerkbar machen. Welchen sachlichen und überzeugenden Grund haben wir denn, die gleichen Belastungen, die gleichen sonstigen Bedingungen den 12- bis 15jährigen Volksschülern ersparen zu wollen, denen wir ihre Altersgenossen, ja schon 10jährige, auf den weiterführenden Schulen des höheren Zieles willen seit eh und je aussetzen? Wie steht es denn heute mit den Volksschulabgängern auf dem Land, die mit 14 Jahren plötzlich unter weit ungünstigeren Bedingungen zu Fahrlehrlingen und oft genug infolge der weiten Entfernung für ganze Tage zu Fahrberufsschülern werden? Ist nicht demgegenüber die Zusammenfassung der Volksschuloberstufen, vor allem wenn sie sich auf das 7. bis 9. Schuljahr beschränkt, ein Vorteil, um nicht zu sagen: wäre sie nicht ein Segen?

Ganz anders verhält es sich, wie schon betont, soweit bei Schulzusammenlegungen der Bekenntnischarakter gefährdet würde. Hier ist Widerstand geboten, und es muß darauf gedrungen werden, daß unter Ausnutzung aller Möglichkeiten — gegebenenfalls auch um den Preis weiterer Schulwege bzw. Anfahrten — Lösungen im Sinne des Elternrechts gefunden werden. Das gilt praktisch leider nur da, wo in den deutschen Ländern kraft Verfassung oder Gesetz öffentliche Volksschulen als Bekenntnisschulen bestehen und den Eltern die Wahl der Schulart freisteht, d. h. in Bayern, Teilen von Baden-Württemberg, in Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Saarland. Das sind aber zugleich die Landstriche unseres Vaterlandes, in denen schon auf Grund der konfessionellen Siedlungsstruktur Konflikte bei einigem guten Willen vermieden werden können. Der Klarheit und Wahrheit zuliebe müssen wir z. B. daran denken, daß gerade dort, wo die öffentlichen Volksschulen als Bekenntnisschulen eingerichtet sind, ein verfassungsmäßig verbrieftes Recht der Bekenntnisminderheit auf Aufnahme ihrer Kinder in die Schulen des anderen Bekenntnisses besteht. Nun sind infolge der durch Krieg und Nachkrieg erzwungenen Binnenwanderung und der Ansiedlung der Heimatvertriebenen konfessionell einheitliche Wohngemeinden selbst auf dem Land heute eine Ausnahme. Erreicht aber der Schüleranteil der Minderheit, wie in nicht wenigen Fällen, zehn oder gar mehr von Hundert, so kann das nach unseren Vorstellungen von brüderlicher Toleranz und auch in der Praxis nicht ohne Folgen für die Auswahl der Lernmittel und des Unterrichtsstoffes, geschweige denn für seine Behandlung bleiben. Übertragen wir das auf mögliche Einzelfälle bei Schulzusammenfassungen, so wird ausnahmsweise auch eine christliche Gemeinschaftsschule hingenommen werden können. Wie schon gesagt, wird sich

jedoch fast immer gerade bei Zusammenfassungen in Gebieten stärkerer Konfessionsmischung viel leichter eine Gruppierung nach Bekenntnissen erreichen lassen.

Eine Frage aber, deren Beantwortung wir uns nicht zu leicht machen sollten, ist, ob der Elternwille auch da bei Schulzusammenlegungen berücksichtigt werden soll, wo es sich nicht um die Entscheidung über die *Grundrichtung* der Erziehung, sondern ausschließlich um schulorganisatorische Maßnahmen handelt. Wenn wir alle, Staat und Kirche — siehe die Bischöfe —, aus wohlüberlegten Gründen zu der Überzeugung gekommen sind, daß auf dem Wege der Oberstufenreform der Volksschule Entschieden- des für die bessere Bildung und damit für das ganze fernere Leben unserer Kinder erreicht werden kann, so kommen wir an die Grenze, an der das Recht des *Kindes* geschmälert wird, wenn wir den Elternwillen auch *da* den Ausschlag geben lassen, wo er nicht Ausdruck einer Gewissensüberzeugung ist, im richtig verstandenen Interesse des Kindes so entscheiden zu müssen, sondern eher Ausdruck einer ungesunden, rein gewohnheitsmäßig am Bestehenden klebenden und kurzsichtigen Rechthaberei. Das wäre um so schlimmer, als der Elternwille hier nicht als Einzelentscheidung, sondern nur im Wege der Mehrheit gegenüber einer Minderheit wirksam werden könnte. Spannungen innerhalb der Landbevölkerung, die aus solchen Mehrheitsentscheidungen entstünden, wären nach allen Erfahrungen langwieriger und gefährlicher als selbst Auseinandersetzungen geschlossener Dorfgemeinschaften mit den Schulaufsichtsbehörden. Es ist jedenfalls kein Grund zu sehen, von katholischer Seite einer solchen Renitenz aus bloßer Gewohnheit das Wort zu reden. Andernfalls müßten wir den Elternwillen ja auch bei der Festlegung der Pflichtschulzeit überhaupt als maßgeblich betrachten. Wo die Elternschaft auf dem Land sich vielfach der Bedeutung und des Wertes der Bildung für ihre Kinder noch nicht hinreichend bewußt ist, haben wir statt dessen die dringliche und verpflichtende Aufgabe, aufklärend und vorwärtsdrängend tätig zu werden . . .

Eine beweglichere Haltung in Sachen der Oberstufenreform der Volksschulen und ihrer schulorganisatorischen Auswirkungen wird zudem unsere Position hinsichtlich der Grundschule nur verbessern. Kindern bis zum zehnten Lebensjahr sollte man in jedem Falle die Gefahren und Belastungen weiter Schulwege ersparen. Für ihre Entwicklung ist es auch wichtig, sich in einem möglichst einheitlichen überschaubaren Lebensbereich zu bewegen. Nun hat jedoch die weitgehende Veränderung der häuslichen Verhältnisse durch die oft tagelange Abwesenheit der berufstätigen Väter und die immer noch zunehmende Berufstätigkeit der Mütter dazu geführt, daß die Schule über ihren Bildungsauftrag hinaus Aufgaben der Erziehung, vor allem auch der religiösen Grunderziehung, hat übernehmen müssen. Hier stehen uns also alle starken Argumente zur Seite, wenn wir darauf dringen, daß die Grundschule in jedem Falle als Bekenntnisschule in Dorf- und Pfarrgemeinde verbleiben soll, und das selbst dann, wenn sie als ungeteilte oder wenig gegliederte Schule geführt werden muß. Überhaupt entspricht die in Acht-Jahrgangsklassen voll ausgebaute Schule nach den neuesten Erkenntnissen der Pädagogik durchaus nicht mehr dem Ideal. Als solches wird vielmehr eine Klassengliederung nach Altersphasen bzw. Bildungsstufen angesehen, weil sich in solchen Klassen, die mehrere Lebensaltersjahrgänge umfassen, die Bildungs- und Erziehungsvorgänge sehr viel organischer vollziehen. Das gilt in besonderem Maße für die einklassige Grundschule, wenn die Kinderzahl nicht

über dreißig liegt. Auf diesen pädagogischen Sachverhalt hinzuweisen ist wichtig; es marschieren also durchaus nicht die an der Spitze des pädagogischen Fortschrittes, die für die vollausgebaute, demnächst neunklassige Zentralschule auf dem Land als einzig erstrebenswertes Ziel kämpfen; ihre Vorstellungen sind vielmehr erkennbar von dem sachfremden Motiv bestimmt, die bekenntnisgeprägte Schule, wenn irgend möglich, zu beseitigen . . .

Die „bekenntnisneutrale“ höhere Schule

Die Vermehrung der höheren Schulen in ländlichen Bereichen erscheint auch nicht etwa wegen des Mangels an Geldmitteln unerreichbar, sofern nicht allein oder vorwiegend an Vollanstalten gedacht wird. Von unserer speziellen katholischen Situation aus sollten wir vielmehr den größeren Wert darauf legen, Aufbautzüge aller Art, sei es vom Volksschulabschluß, sei es von der Mittelschule her, zu erhalten, wie wir außerdem auch ein besonderes Interesse daran haben müssen, die sogenannte Durchlässigkeit der verschiedenen Schulformen so weit zu erreichen, daß bei Feststellung von Begabungsgrenzen oder besonderen Begabungseinrichtungen Korrekturen bereits begonnener Bildungswege ohne allzu großen Zeitverlust möglich sind. Auch bei der Bildung kommt nach einem alten Sprichwort der Appetit sehr oft erst beim Essen. Begabungen benötigen eine sehr unterschiedliche Reifungszeit. Deshalb ist es so wichtig, solchen Schülern, deren Eignung sich erst im Laufe der Volksschuloberstufe oder der Mittel- bzw. Realschule herausstellt, den Übergang zur höheren Schule und damit die Erlangung der Studienreife zu ermöglichen.

Wir können dieses Thema des Ausbaus des höheren Schulwesens in ländlichen Bereichen nicht verlassen, ohne nochmals auf das Elternrecht zurückzukommen. Unausgesprochen haben wir doch die Vorstellung, daß das öffentliche weiterführende Schulwesen ausgebaut werden soll. Alle weiterführenden öffentlichen Schulen sind aber kraft Verfassungen oder Gesetze bekenntnisneutral — um das Tendenzwort „überkonfessionell“ zu vermeiden. Geraten wir nun nicht in einen Widerspruch, wenn wir es uns zum Ziel setzen, einesteils künftig weit mehr katholische Kinder in solchen bekenntnisneutralen Schulen ausbilden zu lassen, während wir bei den Volksschülern nach wie vor und wo immer möglich auf der Bekenntnisgebundenheit der Volksschulen bestehen? Frohn hat in seinem Lagebericht auf unserer Arbeitstagung in Münster in diesem Zusammenhang den hessischen Kultusminister Prof. Dr. Schütte zitiert, der auf der kulturpolitischen Tagung der SPD in Hamburg erklärt hat: „Katholische und evangelische Eltern bekennen sich oft sehr entschieden zur Konfessionsschule. Wenn das Kind aber zehn Jahre alt geworden ist, zeigen sie oft keine Bedenken, ihr Kind in die überkonfessionelle höhere Schule zu schicken.“

Die Auseinandersetzung mit diesem Vorwurf der Inkonsequenz, im Kern also mit dem Zweifel, wie weit in Wirklichkeit unser Eintreten für die Bekenntnisschule eine Gewissensfrage sei, können wir nicht ernst genug nehmen. Wir müssen vor allem, wenn wir nicht eines Tages unliebsame Überraschungen erleben wollen, unterscheiden zwischen den Gründen, welche die Kirche und die katholischen Politiker veranlassen, den bestehenden Zustand hinzunehmen, und den Gründen, die für die Mehrzahl unserer Eltern tatsächlich maßgebend sind. Für die politisch verantwortlichen Katholiken steht sicher im Vordergrund, was Frohn zur Erklärung anführt: „Das Ertragen des bestehenden Zustandes ist ein Opfer, das des Schul-

friedens wegen gebracht wird, da eine lange Entwicklung nicht von heute auf morgen mit erheblichen Störungen für das Ganze plötzlich geändert werden kann . . .“

Wo katholische Eltern bei Neuerrichtung höherer Schulen die Wahl zwischen den sprachlichen und den naturwissenschaftlich-mathematischen Zweigen haben, entscheidet sich von vornherein der größere Teil der Katholiken für den sprachlichen Zweig. Daraus entsteht dann sehr schnell ein Sog gerade in der Richtung, von der wir wegkommen müssen. Denn sonst werden wir nicht nur unseren allgemeinen Nachholbedarf, sondern gerade den speziellen in Richtung der für das heutige Leben maßgebenden Bereiche der Naturwissenschaft und Technik nicht decken können. Es bleibt also hier ein ungelöster Rest, und wir müssen, da wir tatsächlich die gesetzliche Struktur unseres öffentlichen weiterführenden Schulwesens kaum ändern können, uns um Lösungen bemühen, die die Ernsthaftigkeit unseres Anliegens, nämlich der Bildung aus dem Guß eines Bekenntnisses, jedem Zweifler deutlich machen.

Die katholische Privatschule

Das stellt uns vor neue und große Aufgaben auf dem Gebiet des Privatschulwesens. Es darf in unserem ureigensten Interesse nicht dabei bleiben, daß der weitaus überwiegende Teil aller katholischen weiterführenden privaten Schulen Mädchenschulen sind. Wir sollten zwar gerade auch auf diesen Mädchenschulen darauf bedacht sein, die Zahl der abgebrochenen Bildungsgänge zu verringern und überhaupt mehr Mädchen zur Hochschulreife zu führen. Viel wichtiger aber ist es, an geeigneten Stellen weiterführende Privatschulen für Knaben einzurichten, die sich nicht so sehr auf die Heranbildung des Priesternachwuchses als des akademischen Nachwuchses überhaupt einstellen müssen. Das eben Ausgeführte sollte uns vor allem veranlassen, auch bei unseren Privatschulen künftig ein ausgewogenes Verhältnis zwischen solchen des sprachlichen wie des mathematisch-naturwissenschaftlichen Typs anzustreben. Aus zahlreichen Gründen materieller und pädagogischer Art bieten sich vor allem Schulen der Aufbauformen an. Von den jeweiligen regionalen Verhältnissen wird es abhängen müssen, ob derartige höhere Privatschulen in katholischen Kernbereichen oder eher in Diasporasituationen errichtet werden sollten. Vieles spricht für das letztere; denn in den Kernbereichen werden, wie schon dargelegt, auch die öffentlichen Schulen trotz gesetzlicher Bekenntnisneutralität tatsächlich von dem vorherrschenden katholischen Bekenntnis geprägt sein. Wo aber das Mischungsverhältnis der Bekenntnisse in der Bevölkerung ausgewogener ist oder die Katholiken nur eine Minderheit bilden oder nur noch ein verhältnismäßig geringer Teil der katholischen Bevölkerung praktiziert, kann eine katholische Privatschule außerordentlich segensreich wirken. Besteht doch bei der Möglichkeit, am lebenden Beispiel zu zeigen, welchen Erfolg über die Wissensvermittlung hinaus Bildung und Erziehung aus dem Geist eines in sich geschlossenen religiösen Weltbildes hat, wobei das „in sich geschlossen“ alles andere bedeutet als das Sich-Verschließen vor der nichtkatholischen Umwelt. Eine offene und nur von Fall zu Fall zu entscheidende Frage ist auch, ob derartige Privatschulen als Träger nur kirchliche Institutionen, also etwa Diözesen oder Ordensgesellschaften, haben sollten oder ob sich nicht doch Möglichkeiten finden lassen, wirklich private Träger, etwa in Form von Schulvereinen, zu schaffen, sei es auch unter Beteiligung kirchlicher Stellen. Es wäre jedenfalls sehr bedauerlich, wenn das Privatschulprivileg des Artikels 7

Abs. 4 Grundgesetz und entsprechender Bestimmungen der Landesverfassungen, für das katholische Politiker seinerzeit gegen starke Widerstände gekämpft haben, mehr oder weniger eine Deklamation und nicht eine genutzte Chance würde. Dann könnten auf die Dauer — das muß noch einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden — höchst unerwünschte Rückwirkungen auf die Ausübung des Elternrechts und damit die Erhaltung der Bekenntnisschule überhaupt nicht ausbleiben . . .

Zur Frage der Lehrerbildung

Unsere Sammlung von neuralgischen Punkten im katholischen Verhältnis zum Bildungswesen wäre lückenhaft, wenn wir die Lehrerbildung unberücksichtigt ließen. Mit Recht haben die Bischöfe am 15. 11. 1963 nachdrücklichst erklärt: „Weil in christlicher Sicht die Religion im Erziehungsvorgang nicht lediglich ein Ausbildungsfach neben anderen Fächern, sondern Grundlage und Krönung rechter Menschenbildung ist, darum ist sie auch für die Heranbildung der künftigen Volkserzieher von entscheidender Bedeutung.“

Fast genau ein Jahr vorher, nämlich am 16. 11. 1962, ist der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen, dessen Zusammensetzung für seine Unvoreingenommenheit bürgt, vom Problem der Simultanschule her gemeinsam zu folgenden Feststellungen gelangt: „Die spezifische Gefahr der Gemeinschaftsschule . . . liegt in der Verwaschenheit und Gleichgültigkeit. Man muß ihr also die Sorge um die religiöse Bildung jedes ihrer Schüler besonders anempfehlen. Aber auch wenn sie sich einer Ideologie der Simultaneität verschrieb, kann sie sich um die Frucht ihrer Offenheit bringen. Es kommt in ihr darauf an, daß jeder das Glauben und Denken der anderen ernst nimmt. Gerade ihr ist deshalb mit Lehrern entschiedenen Glaubens und mit deren kraftvoller Verschiedenheit gedient.“

Wir müssen uns nur hüten — wenn wir nicht an der Oberfläche bleiben wollen —, einfach vorauszusetzen, diese Lehrer entschiedenen Glaubens hätten wir schon allein auf Grund institutionell-organisatorischer Vorkehrungen, d. h. also dann, wenn wir sie auf Pädagogischen Hochschulen mit Bekenntnischarakter ausbilden. Dieser Schluß ist deshalb unzulässig, weil gerade die Lehrer aller weiterführenden Schulen — sogar der privaten — ihre wissenschaftliche Ausbildung ausschließlich an den bekenntnisneutralen Universitäten erhalten. Es wird doch niemand aufstehen und behaupten, unsere katholischen Lehrer an weiterführenden Schulen seien im Glauben und Leben für ihre Schüler weniger vorbildlich als die katholischen Lehrer an Volksschulen. Wenn wir uns aber auch hier nicht Inkonsequenz vorwerfen lassen und eines Tages für uns unerwünschte Entwicklungen riskieren wollen, so müssen wir zweierlei tun: Wir müssen sehr ernstlich prüfen, ob wir keine Möglichkeit haben, unseren Studierenden für das höhere Lehrfach aus privater Initiative, wenn auch je nach Umständen in Zusammenarbeit mit der betreffenden Universität, Fakultät oder geeigneten Ordinarien, jene christliche Gesamtschau und jene Möglichkeit katholischen Gemeinschaftslebens zu eröffnen, die dem entsprechen, was den Studierenden an den Pädagogischen Hochschulen institutionell gesichert sein sollte. Mit dieser Frage müssen wir uns genaugenommen ja auch an den Pädagogischen Hochschulen selbst auseinandersetzen in dem Maße, in dem solche Hochschulen als Simultananstalten errichtet werden. Von unserem Standpunkt der Gewissensfreiheit im Bildungswesen halte ich es geradezu für einen Vor-

teil, wenn da, wo bisher allein die konfessionelle Lehrerbildung zugelassen war, daneben auch die Möglichkeit zur simultanen eröffnet wird. Der institutionelle Zwang zur ausschließlich bekenntnismäßigen Lehrerbildung scheint oft einen Zweckkonformismus erzeugt zu haben, der sich nach der späteren Anstellung im Schuldienst alsbald wieder zu verflüchtigen pflegt. Bestehen aber bekenntnis- und nichtbekenntnisgebundene Pädagogische Hochschulen nebeneinander, so kann man voraussetzen, daß hinter dem Besuch einer bekenntnisgebundenen Hochschule schon eine gewisse Stetigkeit der Anschauung steckt, vor allem dann, wenn der Besuch dieser Hochschule durch weite Entfernung vom Wohnort der Eltern des Studenten im Gegensatz zur räumlichen Nähe einer Simultanhochschule erschwert ist. Das darf aber beileibe nicht heißen, daß katholische Besucher simultaner Pädagogischer Hochschulen gewissermaßen suspekt wären. Nur werden wir uns gerade um sie ganz besonders und aus unseren eigenen Möglichkeiten heraus mühen müssen. Wir müssen uns auch darüber klar sein, daß das Nebeneinander bekenntnismäßiger und simultaner Hochschulen uns die Chance bietet, im Leistungswettbewerb unter Beweis zu stellen, daß katholische wissenschaftliche Ausbildung weder an Gründlichkeit noch an Weltaufgeschlossenheit hinter bekenntnisneutralen Studienmöglichkeiten zurücksteht . . .

Das Referat von Bischof Pohlschneider

. . . In den hinter uns liegenden hundert Jahren mußten die Katholiken in besonderem Maße zur Lösung der sozialen Frage beitragen; sie waren zu tatkräftiger Mitwirkung beim Aufbau einer gottgewollten gesunden menschlichen Gesellschaft verpflichtet. Diese Aufgabe ist bei uns in Deutschland, wenn auch noch unvollkommen, so doch zu einem beträchtlichen Teil erfüllt. Daß wir Christen selbstverständlich auf sozialem Gebiete auch in Zukunft eingefordert bleiben, bedarf keiner Erwähnung; denn für den christlichen Menschen ist die Liebe immer das erste und höchste Gebot.

Aber in der gegenwärtigen Zeit sieht unser Volk sich doch in ganz besonderer Weise vor große Probleme seines kulturellen Lebens gestellt. Von der Lösung oder Nichtlösung dieser Fragen hängt wesentlich unsere Zukunft ab. Damit stehen auch wir Katholiken — und das ist nicht übertrieben — an einer kopernikanischen Wende . . .

Kulturelle Freiheit als unabdingbare Voraussetzung

Wenn wir Katholiken einen ernsthaften Beitrag zur Kultur unseres Volkes leisten wollen, müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, Voraussetzungen, die uns in Staat und Gesellschaft zugestanden werden oder um die wir nötigenfalls kämpfen müssen.

Die erste und unabdingbare Voraussetzung ist die kulturelle Freiheit. Wir wissen, daß in unseren Tagen viele Menschen „katholische Kirche“ und „Freiheit“ für sich widerstreitende Begriffe halten. Um was immer es sich handeln mag, um den politischen, den kulturellen, den erzieherischen oder religiösen Bereich, man wird nicht müde, die katholische Kirche immer wieder der Intoleranz gegenüber ihren andersdenkenden Mitmenschen zu beschuldigen.

Und dennoch, solche Behauptungen werden nicht dadurch wahr, daß man sie ständig wiederholt. In Wirklichkeit ist gerade der katholische Christ aus seinem Glauben heraus im Gewissen verpflichtet, in Ehrfurcht die persönliche Würde und die innere Überzeugung seiner Mitmenschen zu achten und ehrliche Toleranz zu üben . . .

Unser deutsches Volk hat sich nach bitteren Erfahrungen Gott sei Dank längst mit Abscheu von extremen Formen dämonischer Versklavung der Menschen abgewandt. Leider gibt es allerdings stellenweise noch beachtliche Restbestände der Intoleranz, namentlich auf dem Gebiete der Schule und Erziehung. Es ist eine Tragik, und für mich war es eine der größten Enttäuschungen der Nachkriegsjahre, daß sich bei uns wieder jene Kräfte hervordrängten, die im kulturellen Bereich der Staatsallmacht das Wort reden und die freie Persönlichkeit in mehr oder weniger großem Ausmaß zu opfern entschlossen sind. Die Folge ist, daß in verschiedenen deutschen Bundesländern den Erziehungsberechtigten die ihnen auf Grund der Allgemeinen Erklärung der Vereinten Nationen zustehenden Menschenrechte nicht gewährt werden, daß in verschiedenen deutschen Bundesländern christlichen Eltern bis heute sogar jenes Maß freier Gewissensentscheidung hinsichtlich der Schulerziehung ihrer Kinder vorenthalten wird, das sie dort vor der nationalsozialistischen Zeit besessen haben. Man verschließt sich beharrlich ihren immer wieder aus innerer Bedrängnis gestellten Forderungen nach Bekenntnisschulen, um die Eltern auf diese Weise zu zwingen, ihre Kinder in die Simultanschule zu schicken.

Es ist an der Zeit, in Ehrlichkeit und Offenheit an die Politiker aller Richtungen die Frage zu stellen, ob wir nicht endlich im Interesse einer allgemeinen Befriedigung unseres Volkes Schluß machen sollen mit jeder Einschränkung der Gewissensfreiheit in dem entscheidenden Bereich der Jugenderziehung. Was wir Christen fordern, ist keine Bevorzugung, sondern nur gleiches Recht für alle. Wir respektieren den faktischen Pluralismus der Gesellschaft aus innerer Überzeugung und weil wir wissen, daß ohne echte Toleranz ein friedliches und harmonisches Zusammenleben der Menschen in unserer Zeit nicht möglich ist.

Darum erheben wir Katholiken das Banner der Freiheit und fordern im Namen Gottes, im Namen unseres christlichen Gewissens und im Namen all derer, denen die persönliche Würde des Menschen heilig ist, ehrliche Toleranz und absolute Respektierung der inneren Überzeugung eines jeden Staatsbürgers. Diese Toleranz aber darf nicht bloße Theorie sein, sondern muß sich in der Praxis bewähren in allen Bereichen des privaten und öffentlichen Lebens, vor allem in dem Bereiche, der dem Christen ganz besonders heilig ist, nämlich auf dem Gebiete der Schule und Erziehung. Die Toleranz muß sich bewähren in allen deutschen Bundesländern, auch dort, wo die Katholiken in der Minderheit sind . . .

Zu unserer großen Befriedigung stellen wir fest, daß in jüngster Zeit starke alte Bastionen der Unfreiheit wanken und Mauern niedergerissen werden. Noch vor einigen Jahren hatten wir es kaum für möglich gehalten, daß führende Männer im deutschen Sozialismus sich dem Verständnis für das Recht der Eltern bezüglich der Schulerziehung ihrer Kinder öffnen würden. Wir begrüßen die neue Entwicklung und sind bereit, Hoffnungen für die Zukunft zu hegen. Aber von gewissen programmatischen Erklärungen bis zum Wandel der Dinge in den konkreten politischen Räumen, in Ländern und Kommunen, ist noch ein weiter Weg. In Hessen, in Niedersachsen, in Berlin, in Bremen usw. warten wir noch auf entscheidende Taten. Ja wir müssen feststellen, daß die nunmehr veröffentlichten „Bildungspolitischen Leitsätze der SPD“ hinsichtlich des Elternrechtes gegenüber dem ursprünglichen Entwurf an einer entscheidenden Stelle einen Rückschritt aufweisen. In dem Entwurf vom September 1963 beim „SPD-Deutschlandtreffen“ in Hamburg hatte es ge-

heißen: Wenn Eltern gegenüber der Gemeinschaftsschule „einer Erziehung den Vorrang geben, die durch ihren Glauben oder ihre Weltanschauung ganzheitlich bestimmt ist, so soll ihren Kindern der Besuch einer Bekenntnis- oder Weltanschauungsschule ermöglicht werden“. In der nunmehr verabschiedeten Fassung der „Leitsätze“ lesen wir dagegen, der föderative Aufbau der Bundesrepublik erlaube praktische Lösungen in der Schulfrage, „die den unterschiedlichen Entwicklungen in den einzelnen Bundesländern Rechnung tragen“. Hier können wir nur fragen: Wo bleibt da das Elternrecht? Dieses Wort wird übrigens in den Leitsätzen vermieden. Wo bleiben echte Toleranz und Freiheit der Gewissen? Was wir meinen und erstreben, ist nicht die Freiheit des Kollektivs, etwa die eines deutschen Bundesstaates, sondern die Freiheit des Individuums. Man soll nicht vor einer klaren Antwort auf die Frage des Elternrechtes ausweichen mit dem Hinweis auf den Kulturföderalismus. Hier spiegelt sich der Widerstand wider, der sich anscheinend gegenüber den von Dr. Gustav Heinemann seinerzeit vertretenen freiheitlichen Gedanken durchsetzen konnte. Worauf wir warten, ist ein uneingeschränktes Ja zum Elternrecht und zur Freiheit, nicht eine Verteidigung überlebter, die Gewissen strapazierender Zustände.

Den Sozialisten, die fürchten, ein kulturelles Umdenken bedeute für sie einen Bruch mit ihrer ideologischen Vergangenheit, mag es vielleicht ein Trost sein, wenn wir daran erinnern, daß es auch schon in früheren Zeiten Sozialisten gegeben hat, die sich ehrlich zum Grundsatz der Toleranz und Freiheit bekannten . . .

Eines erklären wir in dieser Stunde: Wir Katholiken werden nicht aufhören, unsere Stimme zu erheben und nach Toleranz und Respektierung unserer christlichen Gewissensforderung zu rufen, bis die Freiheit den Sieg davongetragen hat. Jegliche Bevorzugung derer, die für ein liberalistisches oder laizistisches Bildungsziel eintreten, gegenüber denen, die sich von einem bekenntnismäßig geprägten Erziehungsideal leiten lassen, muß endgültig der Vergangenheit angehören.

Wenn man etwa sagen wollte, das erfordere besondere finanzielle Aufwendungen, antworten wir: Zunächst kostet es in vielen Fällen gar nicht und manchmal nur wenig mehr. Und sollte es wirklich einmal Opfer erfordern: Ein Volk, das sich seine Freiheit nichts kosten lassen will, verliert seine Würde und endet schließlich in der Sklaverei.

Gleichheit kultureller Startbedingungen

Die zweite Voraussetzung für eine erfolgreiche Mitwirkung des katholischen Volkes am Aufbau unseres kulturellen Lebens ist die Gleichheit der Startbedingungen und Wirkmöglichkeiten.

Hellmut Becker hat vor Jahren im „Merkur“ (Dezember 1955) einen vielbeachteten Artikel veröffentlicht unter dem Titel „Kulturverwaltung oder Kulturpolitik“. Er weist darauf hin, daß der moderne Staat der steten Versuchung ausgesetzt ist, das gesamte kulturelle Leben seines Volkes, besonders den Bereich der Schule und Erziehung, zu verwalten und somit das geistige Leben dirigistisch zu reglementieren, anstatt sich mit Kulturpolitik zu begnügen. Er sieht in dieser Kulturverwaltung eine Kulturverhinderung, besonders wenn es um religiöse Erziehung geht. Daher kommt er zu dem Schluß, daß sowohl die konfessionelle Schule wie auch die konfessionelle Lehrerbildung nicht staatliche, sondern freie kirchliche Einrichtungen sein sollen. „Damit diese Schulen gleichberechtigt

neben den öffentlichen Schulen stehen“, sagt er, „muß ihre Vollfinanzierung durch den Staat gesichert sein.“

Auch in unseren Augen wäre diese vom Staat vollfinanzierte freie Schule, etwa nach holländischem Muster, die ideale Lösung. Im Hinblick auf das etatistische Denken weitester Kreise unseres Volkes wäre es jedoch ein illusionistisches Beginnen, wenn wir den Kampf für ein solches Ideal aufnehmen wollten. Aber was wir zum mindesten verlangen müssen, ist dieses: Wenn schon der Staat in der Praxis weitgehend für sich das Schulmonopol in Anspruch nimmt, dann muß er wenigstens den christlich denkenden Eltern innerhalb des öffentlichen Schulwesens gleiche Möglichkeit geben wie den liberalen Erziehungsberechtigten, ihre Kinder in eine von ihrem religiösen Bekenntnis geprägte Schule zu schicken. Das bedeutet vor allem, daß die Leitung der Schule und der Unterricht in den Händen von solchen Lehrern liegen müssen, die in ihrer Haltung und in ihrem pädagogischen Bemühen die Gewähr bieten für eine christliche Jugend-erziehung im Sinne der Eltern. Wenn beispielsweise die öffentlichen Bildungseinrichtungen, wie es nicht selten geschieht, auf dem Wege über die kommunale Verwaltung systematisch liberalen Kräften ausgeliefert werden, dann werden dadurch die Christen um ihren Anspruch auf gleiche und gerechte Behandlung betrogen.

Ein typisches und bedauerliches Beispiel für ungleiche Behandlung sind vor allem unsere Privatschulen oder, besser gesagt, unsere freien katholischen Schulen. Wohl besteht das durch Verfassungen und Gesetze gewährleistete Recht auf Errichtung von freien Schulen. Aber seit Jahr und Tag werden diese schulischen Einrichtungen bewußt klein gehalten und wie Stiefkinder minderen Rechts behandelt, indem man ihnen im Gegensatz zu den öffentlichen Schulen die notwendigen staatlichen Mittel verweigert. In einigen Bundesländern, z. B. in Bremen, Hessen, Niedersachsen und Berlin, müssen diese Schulen in wirtschaftlicher Hinsicht ein geradezu trostloses Dasein führen. Zuweilen hat man fast den Eindruck, als ob gewisse Kreise fürchten, solche Bildungseinrichtungen könnten bei gleichen Startbedingungen durch besonders gute Leistungen die öffentlichen Schulen übertreffen.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Wort zu unseren Universitäten und Hochschulen zu sagen. Wir können davon nur mit großer Sorge und unter Gefahr, mißverstanden zu werden, sprechen. Das Thema Universitäten und Hochschulen ist für uns deshalb so peinlich und schwierig, weil wir Katholiken in diesem Bereich in eklatanter Weise im Nachteil sind und weil hier zudem über den katholischen Christen in weiten Kreisen falsche Vorstellungen im Umlauf sind. Lassen Sie mich hiervor offen sprechen. Wenn heute nur 10% oder — nach einer anderen Version — höchstens 20% der Universitätslehrer Katholiken sind, so liegt das nicht allein an dem sogenannten katholischen Bildungsrückstand. Denn wie die Abiturientenzahlen zeigen, kann von einem Rückstand wenigstens in einem solchen Ausmaß keine Rede sein. Wenn wir einen derartigen katholischen Bildungsrückstand hätten, dann wäre es ja auch nicht möglich, daß die katholischen Pädagogischen Hochschulen für die Besetzung ihrer Lehrstühle genügend qualifizierten Nachwuchs finden. Denn es wird wohl niemand ernstlich behaupten können, daß die katholischen Pädagogischen Hochschulen einen Qualitätsvergleich mit den nichtkatholischen Hochschulen scheuen müßten. Der Anteil der Katholiken an den Universitätslehrstühlen läßt sich also mit dem katholischen Bildungsrückstand nicht begründen.

Wie kommt es also zu diesem für die Katholiken alarmierenden Zustand? So erstaunlich es für den ersten Augenblick klingt: Das Zahlenverhältnis kommt weitgehend dadurch zustande, daß der Katholik es erheblich schwerer hat, Universitätslehrer zu werden.

Dabei handelt es sich — das möchte ich wahrheitsgemäß unterstreichen — vielfach gar nicht um eine bewußte Zurücksetzung und planmäßige Benachteiligung. Es soll also niemand ein Vorwurf gemacht, sondern nur nach einer Erklärung für diese faktische Benachteiligung der Katholiken gesucht werden.

Meines Erachtens ist das an unseren Universitäten bestehende Mißverhältnis wesentlich in dem Zusammentreffen von zwei Faktoren begründet, die — je für sich genommen — den Katholiken wahrscheinlich gar nicht benachteiligen würden.

Die beiden Faktoren sind folgende:

1. Da die Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert weiterhin antikatholisch, ja antichristlich eingestellt war, gab es im vorigen Jahrhundert nur sehr wenige wirklich gläubige Katholiken, die auf Lehrstühle an deutschen Universitäten berufen wurden. Die deutsche Universität wurde eindeutig von Wissenschaftlern beherrscht, die liberalistisch eingestellt waren. Gegen Ende des Jahrhunderts huldigten viele von ihnen einem wissenschaftlichen Materialismus. In dieser personellen Struktur ist die deutsche Universität ins 20. Jahrhundert eingetreten.

2. Die deutsche Universität hat ihre Selbstverwaltung ständig ausgebaut. Insbesondere hat sie seit dem Ende der Monarchien fast ausnahmslos selbst darüber entschieden, wer als Kandidat für einen Lehrstuhl in Betracht kommt. Bei dem bis heute üblichen Habilitationsverfahren steht der Bewerber faktisch jahrelang in einer engen Abhängigkeit von dem Professor, bei dem er seine Arbeit anfertigt, und er ist zugleich abhängig von dem Wohlwollen der anderen Mitglieder der Fakultät.

Aus diesen beiden Faktoren zusammengenommen ergibt sich ungewollt eine Benachteiligung des katholischen Wissenschaftlers. Denn naturgemäß ist es für einen überzeugten Katholiken recht schwer, jahrelang in einer Abhängigkeit von einem liberalistisch oder zumindest unkatholisch denkenden Wissenschaftler zu stehen. Dieser Umstand wiegt um so schwerer, da auch heute noch viele Wissenschaftler von der fixen, wissenschaftlich nicht haltbaren Prämisse ausgehen, daß die im christlichen Glauben gegebene Bindung kein „freies wissenschaftliches Denken und Forschen“ erlaube.

Wahrscheinlich gibt es nur folgende Möglichkeiten zur Abhilfe:

1. Das gesamte Habilitations- und Berufungsverfahren müßte geändert werden. Die Universität dürfte nicht mit der bisherigen nahezu völligen Ausschließlichkeit selbst darüber entscheiden, wer für einen Lehrstuhl in Betracht kommt.

2. Unsere katholischen Intellektuellen müßten sich stärker als bisher bewußt werden, daß die Universitäten und Hochschulen für die Entwicklung unserer Kultur und unseres Geisteslebens von entscheidender Bedeutung sind und daß hier eine eminent wichtige apostolische Aufgabe zu erfüllen ist.

3. Das wirksamste Mittel zur Behebung des geistigen Notstandes würde wohl die Errichtung wenigstens einer katholischen Universität in einem Zentrum der deutschen Bundesrepublik sein. Hierüber kann ich nur mit einem Anflug von Wehmut sprechen, wenn ich bedenke, was die Katholiken anderer Länder, auch die unserer kleinen

Nachbarländer, wie Belgien und Holland, in dieser Hinsicht geleistet haben. Die katholische Universität in Löwen hat mit ihren 15 000 Studenten an Zahl alle anderen belgischen Universitäten zusammengenommen überflügelt. Von der katholischen Universität in Nymwegen ist seit den paar Jahrzehnten ihres Bestehens bereits eine große Anzahl von Professoren hervorgegangen, die jetzt an den staatlichen Universitäten lehren . . .

Neues Denken in einer sich wandelnden Welt

Schon seit Jahren habe ich bei jeder passenden Gelegenheit darauf hingewiesen, daß wir Katholiken in einer Zeit härtester bildungspolitischer Auseinandersetzungen die Aufgabe haben, ein positives, ein klares, ein auf christlichen Grundsätzen basierendes und überzeugendes Bildungsprogramm zu entwickeln. Wenn Entschließungen oder ein Bildungsplan nach dem anderen der Öffentlichkeit übergeben werden vom Deutschen Ausschuß, von der Konferenz der Kultusminister, von den Gewerkschaften, sei es als Rahmenplan, als Bremer Plan oder unter welchem Namen immer, dann dürfen wir nicht in der Negation verharren, sondern müssen in dem Bewußtsein, daß wir im Evangelium Christi die ewig gültigen Grundsätze aller echten Bildung und Erziehung besitzen, selbst mit positiven Vorschlägen in das Volk gehen.

Nun, Gott sei Dank, in jüngster Zeit sind in dieser Hinsicht beachtliche Anstrengungen gemacht worden. Vor etwa zwei Monaten veröffentlichte das „Deutsche Institut für Bildung und Wissen“ einen „Gesamtplan zur Neuordnung des deutschen Bildungswesens“. Dieses Institut arbeitet bekanntlich überkonfessionell; aber seine katholischen und evangelischen Mitarbeiter fühlen sich gebunden an die christliche Botschaft und an ein von ihr her bestimmtes Denken und Handeln. So will es eine Gegenposition zum erzieherischen Anspruch totalitärer Weltanschauungen sein und eine Kampfansage allem pädagogischen Relativismus . . .

Das kulturelle „aggiornamento“

Leider können wir es nicht leugnen, daß auch in manchen katholischen Kreisen große Verwirrung herrscht, wenn es um die Beurteilung der Grundsätze unseres kulturellen Lebens geht. Manche glauben, modern um jeden Preis sein zu müssen . . . Bei den Empfehlungen für einen „Ausbruch aus der Festung“ mußte man mit tiefem Bedauern feststellen, von welch beklagenswerten Minderwertigkeitskomplexen sich selbst manche ernst zu nehmende Christen leiten lassen. Es ist zuweilen, als ob sie sich nicht mehr bewußt wären, daß die Kirche von jeher die große Lehrmeisterin der Völker ist und daß nicht pädagogischer Relativismus, sondern die Lehre Christi die ewig gültige Grundlage aller echten Bildung und Erziehung ist. Besinnen wir Katholiken uns auf unsere altbewährten christlichen Grundsätze, das ist das erste Gebot der Stunde. Und das zweite Gebot lautet: Binden wir angesichts der Härte des Kampfes unseren Helm fester, und schließen wir uns eng zusammen!

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken legt Ihnen als den Delegierten der katholischen Verbände heute den Entwurf für eine Erklärung zur Bildungspolitik vor. Ich glaube, daß diese Erklärung bedeutsam zur Aktivierung unserer Verbände und damit auch unseres katholischen Volkes beitragen kann. In der Erklärung wird auch die Bildung eines Kulturbeirates angeregt. Ein solcher Beirat hat, wie sein Name sagt, beratende Funktion. Er soll die bildungspolitischen und kulturellen Strömungen beobach-

ten und katholische Initiativen anregen und koordinieren. Dieser Kulturbeirat wird auf das engste zusammenarbeiten mit dem Katholischen Bildungsrat bei der Bischöflichen Hauptstelle für Schule und Erziehung. Dort soll nämlich ein ständiges Gremium von katholischen Pädagogen und sonstigen katholischen Wissenschaftlern die aktuellen pädagogischen und kulturellen Fragen nach sachlichen und grundsätzlichen Gesichtspunkten sorgsam prüfen und so den Bischöfen ihre Entscheidungen erleichtern . . .

Im Anschluß an die beiden Referate begründete der Kulturreferent des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Hermann *Kaiser*, ausführlich die Vorlage des Zentralkomitees zur Bildungspolitik.

Vom Dienstag bis Freitagnachmittag diskutierten die Delegierten dann den ihnen vorgelegten Entwurf.

Die Erklärung von Stuttgart zur Bildungspolitik

Die Entschließung der Delegiertenversammlung hat folgenden Wortlaut:

I

In unserer Zeit hat die Bildungspolitik eine hervorragende Bedeutung. Die deutschen Katholiken tragen für sie besondere Verantwortung. Mit der Erfüllung der ihnen gestellten Aufgaben leisten sie auch unserem Volke einen schuldigen Dienst. Dabei wollen sie mit allen verantwortungsbewußten Kräften in der Gesellschaft zusammenarbeiten.

Die demokratische Ordnung in der pluralistischen Gesellschaft erfordert, daß bei der Gestaltung des Bildungswesens das Recht der Person auf individuelle Entfaltung anerkannt, jede Glaubensüberzeugung geachtet und die Gewissensfreiheit garantiert wird. Diesen Grundrechten steht jede Uniformierung und Monopolisierung des Bildungswesens entgegen.

Hiervon ausgehend, erklärt die Delegiertenversammlung der katholischen Verbände auf dem 80. Deutschen Katholikentag in Stuttgart zu Fragen der Bildungspolitik:

II

Die katholische Theologie hat eine neue Begegnung mit der Welt, mit Politik und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Wirtschaft und Technik grundgelegt. Das muß im Lebensvollzug des einzelnen wie der Gemeinschaften wirksam werden. Pastoral und Pädagogik müssen dazu die notwendigen Hilfen bieten.

Seelsorger, Jugend- und Erwachsenenbildner müssen die deutschen Katholiken für eine aktivere Beteiligung am Bildungsprozeß gewinnen. Das Streben nach einer möglichst vollkommenen Bildung muß in seiner Bedeutung für die Entfaltung der Person, für Kirche und Gesellschaft erkannt und als ernste Gewissenspflicht verstanden werden. So wird auch der Zurückhaltung mancher katholischer Eltern, ihre Kinder einer höheren Bildung zuzuführen, entgegengewirkt und ein Beitrag zur Überwindung des deutschen Bildungsdefizits geleistet.

Überall sollten für überschaubare Bereiche katholische Einrichtungen für Bildungsberatung geschaffen werden, die gleichzeitig Förderungsmöglichkeiten nachweisen. Ziel dieses Bemühens muß es sein, die katholischen Eltern zu ermutigen, ihren Kindern *den* Bildungsgang zu ermöglichen, der ihrer Begabung und Neigung entspricht.

Die katholischen Verbände als wichtige Träger dieser Bil-

dungsarbeit sind aufgerufen, den Bildungswillen des katholischen Volksteils zu wecken und zu stärken.

III

Das Elternhaus muß die Grundlage für eine gesunde Entwicklung und damit auch die notwendigen Bildungsvoraussetzungen für die Kinder schaffen. Viele Familien können dieser Aufgabe nicht voll gerecht werden. Staat und Gesellschaft dürfen sich in ihrer Sorge für die Familie nicht auf den direkten Familienlastenausgleich beschränken. Sie müssen der Familie den Freiheitsraum für ihre Entfaltung schaffen und damit ihre Erziehungskraft stärken.

Die Situation der Familie erfordert bestimmte Maßnahmen. Als vordringlich erweisen sich u. a.:

- die Förderung der Brauleute-, Ehe- und Elternseminare;
- die Förderung der Mütter- und Elternschulen, der Erziehungs-, Ehe- und Familienberatungsstellen;
- die Förderung der Familien-, Mütter- und Kindererholung;
- die Förderung der Kindergärten und Kinderhorte mit familienpädagogischer Zielsetzung;
- die Förderung der sozialpädagogischen und sozialpflegerischen Berufe, insbesondere der neueren Berufe wie Familienpflegerin und Dorfhelferin;
- die Förderung des freiwilligen sozialen Dienstes.

Die Sozialpolitik hatte nach dem Kriege in der Bundesrepublik ihre Schwerpunkte in der Überwindung kriegsbedingter Notstände und im Ausbau des Systems der sozialen Sicherheit. Demgegenüber wurde die bildungspolitische Notwendigkeit der Familienpolitik nicht genügend beachtet. Ein Gesamtkonzept familiengerechter Ausbildungsförderung ist jetzt dringend. Dieses Konzept sollte folgende Gesichtspunkte berücksichtigen:

Soweit die Eigenleistung, deren Zumutbarkeit sich nach Einkommen, Familienstand und Kinderzahl richtet, im Rahmen der allgemein anerkannten Ausbildungskosten nicht ausreicht, werden öffentliche Ausbildungsbeihilfen gewährt. Diese Beihilfen müssen ebenfalls nach Einkommen, Familienstand und Kinderzahl gestaffelt sein. Längere Ausbildungswege erfordern nachdrücklichere Hilfe. Auch Familien mit mehreren in Ausbildung befindlichen Kindern muß Vermögensbildung möglich bleiben. Maß und Dauer der Ausbildungsbeihilfen müssen in vergleichbaren Fällen bei allen Trägern gleich sein.

Deshalb müssen Bund und Länder sich über Regelungen verständigen, in denen die Voraussetzungen und das Maß der Hilfe auch unter Berücksichtigung verschiedener Ausbildungsarten und Ausbildungswege nach einheitlichen Grundsätzen festgelegt sind.

Die Eigenverantwortung erfordert von den Eltern vor allem, ihre Kinder selbst unter Opfern auf den für sie richtigen Bildungsweg zu führen. Kirche und Gesellschaft müssen die Eltern in diesem Willen bestärken.

IV

Unser Schulwesen sieht sich vor beunruhigende Tatsachen gestellt, die Folgen für seine innere und äußere Gestalt haben müssen. Auch gewohnte Formen bedürfen einer kritischen Prüfung.

Unsere Zeit, die dem Menschen ständig neue Möglichkeiten des Wirkens und der Nutzung der Naturkräfte eröffnet, verlangt von diesem hohes Wissen und Können. Zugleich steigen aber auch die Anforderungen an seine

sittliche Verantwortung. Wir sind überzeugt, daß diese Verantwortung nur in der Bindung an Gott getragen werden kann, wie sie eine ganzheitliche Weltanschauung aus dem Glauben vermittelt. Alle Änderungen des Bildungswesens müssen auch von da aus bedacht werden.

Damit sind Fragen aufgeworfen, die wegen ihrer vielfältigen Verflochtenheit einer umgreifenden Erforschung und der Entwicklung sowohl von Zielen als auch von praktisch gangbaren Wegen bedürfen.

Sie betreffen eine Neufestlegung der Schulpflicht sowie die innere und äußere Ordnung unseres gesamten Schulwesens.

Vor allem ist dringend erforderlich die Verdichtung des Netzes weiterführender und berufsbildender Schulen in ländlichen Gebieten.

Bei der Weiterentwicklung unseres Schulwesens müssen die verantwortlichen Stellen ihre Bestrebungen miteinander abstimmen.

Bildung und Erziehung sind ihrem Wesen nach wertgebunden. Die katholischen Verbände sehen die Erziehung katholischer Kinder am besten in der katholischen Schule gewährleistet, weil in ihr die personalen Werte des katholischen Menschenbildes voll verwirklicht werden können. Sie weisen die Unterstellung, die Bekenntnisschule verletze die Toleranz, als unwahr und diffamierend zurück. Die katholischen Verbände sind vielmehr überzeugt, daß gerade die einheitliche Weltanschauung und familiengebundene Erziehung den Menschen zum weltoffenen Partner in der Gesellschaft bildet. Es müssen Wege gefunden werden, diese ganzheitliche Erziehung für die Zukunft unseres Volkes mehr als bisher wirksam werden zu lassen.

Sowohl aus Gründen der Gewissensfreiheit und des Elternrechts als auch zur Förderung eines pädagogischen Wettbewerbs im Bildungswesen fordern die katholischen Verbände vom Staat, daß er das gemeinnützige private Schulwesen in gleichem Maße anerkennt, finanziert und fördert wie das öffentliche.

Freie Schulen mit eigenem pädagogischen Konzept sind erfahrungsgemäß Quellen neuer pädagogischer Erkenntnisse und Methoden. Freie Schulen dieser Art bedürfen besonders dringend der Vermehrung.

Einrichtungen des Zweiten Bildungsweges in katholischer Trägerschaft sind vordringlich.

Die schon in vielen Ländern ganz oder teilweise gewährte Lernmittelfreiheit wird grundsätzlich bejaht, soweit sie nicht die Freiheit in der Wahl der Lernmittel gefährdet.

Das Fernunterrichtswesen sollte anerkannt und sein Ausbau angestrebt werden.

Bestehende Einrichtungen, deren Aufgabe vornehmlich die Heranbildung des Priesternachwuchses ist, sollten sich in der gegenwärtigen bildungspolitischen Situation, wo es möglich ist, allen katholischen Schülern öffnen oder sich doch durch Angliederung allgemein zugänglicher Studienheime erweitern.

Angesichts der hohen und immer noch wachsenden Zahl bereits schulpflichtiger, aber noch nicht schulfähiger Kinder sollten die katholischen Verbände und die Kirchengemeinden alle Möglichkeiten ausschöpfen, für diese Kinder Kindergärten mit fachlich ausgebildeter Leitung einzurichten.

Bei allem Bemühen um einen höheren Bildungsstand müssen die körperlich und die geistig behinderten und geschädigten Kinder in unsere Sorge eingeschlossen bleiben; für sie sind die entsprechenden Bildungseinrichtungen, auch in ländlichen Bereichen, zu schaffen.

V

Die hohen Anforderungen an unser Bildungswesen verlangen auch die Weiterentwicklung der Lehrerbildung, nicht nur für die Volksschullehrer. Sie muß für Lehrer aller Schulformen eine Synthese von erziehungs- und fachwissenschaftlicher Ausbildung sein.

Die beste Bildungsstätte für den künftigen Volksschullehrer ist die Pädagogische Hochschule. Sie hat durch ihre lebendige Verbindung mit der Erziehungswirklichkeit einen ihr eigenen Bildungsauftrag, der ihre institutionelle Eigenständigkeit begründet.

Ihr Charakter als wissenschaftliche Hochschule ergibt sich aus diesem Aufgabenbereich, der die Pädagogik mit ihren Grund- und Hilfswissenschaften in Forschung und Lehre umfaßt. Zum Studium dieser Fächer sollte sie den Studierenden für das Lehramt an allen Schulformen offenstehen.

„Weil in christlicher Sicht die Religion im Erziehungsvorgang nicht lediglich ein Ausbildungsfach neben anderen Fächern, sondern die Grundlage und Krönung rechter Menschenbildung ist, darum ist sie auch für die Heranbildung der künftigen Volkserzieher von entscheidender Bedeutung“ (Verlautbarung der deutschen Bischöfe zur Lehrerbildung an den Pädagogischen Hochschulen vom 15. Nov. 1963). Aus dieser Tatsache folgt der Bekenntnischarakter der Pädagogischen Hochschule.

Die katholischen Verbände machen sich deshalb die dringende Bitte der deutschen Bischöfe an die Abgeordneten in den Parlamenten und an die Regierungen der Bundesländer zu eigen, „um eine qualifizierte Ausbildungsmöglichkeit katholischer Erzieherpersönlichkeiten besorgt zu sein und dafür einzutreten, daß in ausreichendem Maße katholische Pädagogische Hochschulen eingerichtet und gefördert werden“ (a. a. O.).

VI

Im Bildungsgefüge unserer Gesellschaft nehmen die wissenschaftlichen Hochschulen den obersten Rang ein. Sie tragen deshalb gegenüber dem Leben des ganzen Volkes eine besondere Verantwortung.

In der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden und in der Begegnung des Lernenden mit der Forschung vollzieht sich grundlegend das Bildungsbemühen der Hochschule. Auch kann der verantwortungsbewußte Hochschullehrer kraft seiner Persönlichkeit starke erzieherische Wirkung erreichen. Die Hochschule als staatliche Institution hat jedoch in der freien Gesellschaft keinen umfassenden Bildungs- und Erziehungsauftrag.

Die katholischen Verbände bejahen die für das deutsche Hochschulwesen charakteristische Einheit von Lehre und Forschung. Sie anerkennen die Notwendigkeit der Spezialisierung und unterstützen zugleich alle Bemühungen, die Einheit der Wissenschaft über die Grenzen der Fächer und Fakultäten hinweg sichtbar zu machen. Besonders die philosophischen und theologischen Fakultäten, die allen Studierenden offenstehen, haben die Aufgabe, das integrierende Gespräch der wissenschaftlichen Disziplinen zu fördern; sie gehören daher zum umfassenden Charakter der Universität. Der vom Wissenschaftsrat empfohlene „Mittelbau“ im akademischen Lehrkörper erscheint als eine geeignete Einrichtung, den Studierenden vornehmlich in den ersten Semestern die Methodik wissenschaftlichen Arbeitens zu erschließen. Zur Vertiefung und zur Verkürzung des Studiums ist eine Neuregelung der Studien-

ordnungen und Prüfungsbestimmungen in manchen Disziplinen dringend geboten.

Die katholischen Verbände begrüßen die Errichtung neuer Hochschulen sowie alle Maßnahmen, welche die Leistungsfähigkeit der bestehenden wissenschaftlichen Einrichtungen erhöhen. Sie bejahen Versuche, im Zusammenhang mit den Neugründungen zeitgemäßere Wege der Gestaltung zu finden. Diese Reformen sollten nicht auf die geplanten Neugründungen beschränkt bleiben.

Bei voller Würdigung der Verdienste öffentlicher wissenschaftlicher Einrichtungen müssen auch entsprechende Einrichtungen freier gesellschaftlicher Träger anerkannt und gefördert werden.

Die Studentengemeinden und die studentischen Gemeinschaften, vor allem, wenn diese religiös oder weltanschaulich geprägt sind, ergänzen die Bildungsarbeit der Hochschule. Sie bieten hierzu ihre Einrichtungen (Studentenwohnheime, Häuser und Heime der Gemeinden und Gemeinschaften) an. Die vom Wissenschaftsrat angeregte Form der „Kollegienhäuser“ mit dem Anspruch der Universität auf ausschließliche Trägerschaft und Leitung und mit der Zwangseinweisung von Studierenden lehnen die katholischen Verbände ab.

Studentische Gemeinschaften, die sich um die Persönlichkeitsbildung bemühen, sollten einen festen Platz im Leben der Hochschule einnehmen und großzügiger als bisher gefördert werden.

Aus den Studierenden erwächst ein wichtiger Teil der Führungsschicht von morgen. Deshalb muß ihnen die besondere Hirtensorge der Kirche gelten. Die katholischen Verbände richten an die deutschen Bischöfe die Bitte, den Studentengemeinden einen Status zu geben, der ihrer besonderen Situation gerecht wird. Sie halten es für dringend notwendig, die Zahl der Studentenseelsorger in ein angemessenes Verhältnis zu der Zahl der katholischen Studierenden der jeweiligen Hochschule zu bringen. Die Studentengemeinden sollten auch materiell so ausgestattet sein, daß sie ihre Aufgaben erfüllen können.

VII

Infolge der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung werden ständig neue Anforderungen an die berufliche Qualifikation und Anpassungsfähigkeit der Erwerbstätigen gestellt. Die von ihnen heute geforderte Mobilität ist nur zu bewältigen, wenn durch ein vielfältig gegliedertes System der Berufsausbildung und -weiterbildung dafür gesorgt wird, daß sie möglichst breit angelegte Berufskennnisse und -erfahrungen erwerben und vervollkommen können.

Die Weiterentwicklung des berufsbildenden Schulwesens und die Neuordnung der betrieblichen Berufsausbildung unter dem Gesichtspunkt einer der Begabung entsprechenden Berufsfindung, der Berufstüchtigkeit und der Entfaltung der Person ist vordringlich. Auch die Berufsberatung muß diesen Anforderungen gerecht werden.

Strukturveränderungen in der gewerblichen Wirtschaft und Landwirtschaft sowie fortschreitende Rationalisierung und Automation zwingen viele zum Wechsel des Arbeitsplatzes und sogar des Berufes. Sie werden diesen Anforderungen nur gerecht werden können, wenn ihnen durch Maßnahmen der Fortbildung oder Umschulung die notwendige Hilfe gewährt wird.

Möglichkeiten zur qualifizierten Weiterbildung befähigter Arbeitnehmer in Tagesschulen sollen in erhöhtem Maße angeboten werden.

Um begabten Jugendlichen, die keine Anregung oder Möglichkeit zu höherer Bildung erhalten haben, den Weg bis zur Hochschulreife zu erleichtern, muß der Zweite Bildungsweg mit Tagesschulen und Bildungsheimen ausgebaut werden.

VIII

Jeder Mensch, der bewußt in seiner Zeit leben und sie mitgestalten will, muß sich um eine dauernde Weiterbildung bemühen. Ihm hierbei zu helfen ist eine wichtige Aufgabe der *freien* Bildungsarbeit. Deren Sachaufgaben, vornehmlich die politisch-soziale Bildung, Leibesübung und Leibeserziehung und der rechte Gebrauch der Freizeit, haben durch die gesellschaftliche, wirtschaftlich-technische und politische Entwicklung an Dringlichkeit gewonnen. Die freie Bildungsarbeit und ihre Einrichtungen müssen personell und finanziell stärker als bisher gefördert werden. Das gilt in gleicher Weise für die freie Jugendarbeit wie für die Erwachsenenbildung und das Büchereiwesen. Katholische Jugendbildung vollzieht sich in Jugendseelsorge, Jugendhilfe und Jugendorganisation. Diese Bereiche sind in ihrer Eigengesetzlichkeit zu sehen und auszubauen. Bei der Förderung der freien Jugendarbeit und in der einschlägigen Jugendgesetzgebung müssen folgende Grundsätze beachtet werden:

- die Freiheit der Initiative des jungen Menschen für seine persönliche Weiterbildung und für die Gestaltung seines Gemeinschaftslebens muß anerkannt,
- das Elternrecht zur Bestimmung der Grundrichtung der Erziehung und
- der Vorrang der freien Initiative vor den staatlichen und kommunalen Einrichtungen und Maßnahmen müssen gewährleistet sein.

Im kirchlichen Bereich müssen Schwerpunkte der Förderung sein:

- die Heranbildung ehren- und hauptamtlicher Mitarbeiter und Sozialpädagogen sowie deren Weiterbildung;
- die Errichtung von Bildungsstätten und Forschungseinrichtungen und
- eine sachdienliche Abstimmung der außerschulischen Bildungsarbeit mit Elternhaus, Schule und Erwachsenenbildung.

Die katholische Erwachsenenbildung, für die sich die katholischen Verbände besonders verantwortlich fühlen, ist mehr als die bloße Wiederholung der neutralen Erwachsenenbildung unter Hinzufügung religiöser Themen. Sie macht deutlich, welchen Wert aus der Sicht des Glaubens im Gesamtbild von Mensch und Welt jede Erkenntnis und Erfahrung hat.

Nachdem in verschiedenen Nachbarländern die Gewährung von Bildungsurlaub gesetzlich geregelt worden ist, bitten die katholischen Verbände Wirtschaft und Gesetzgeber, zu prüfen, unter welchen Voraussetzungen auch in der Bundesrepublik entsprechende Lösungen gefunden werden können.

IX

Presse, Film, Funk und Fernsehen üben heute einen nicht zu unterschätzenden Bildungseinfluß aus. Von den Verantwortlichen dieser Kommunikationsmittel fordern die katholischen Verbände, daß sie die im Grundgesetz garantierten sittlichen Werte achten und sich für sie einsetzen. Das katholische Pressewesen muß sich nach Qualität und Zeitnähe den neuen Anforderungen gewachsen zeigen. Dem Wunsche des Konzils entsprechend muß die Förde-

rung der katholischen Presse ein ernstes Anliegen aller katholischen Verbände sein.

Es gilt für alle Bereiche der Kommunikationsmittel, begabte junge Katholiken als Nachwuchs zu gewinnen.

Ein verantwortungsbewußtes Bildungsbemühen schließt die Begegnung mit der Kunst ein. Voraussetzung für sie ist die Hinführung zum Kunsterlebnis und die Erziehung zur Urteilsfähigkeit.

Die Auseinandersetzung mit dem Kunstwerk kann sich nicht darauf beschränken, nur dessen weltanschaulichen Gehalt zu prüfen, sondern muß auch der Eigengesetzlichkeit und dem ästhetischen Anspruch der künstlerischen Äußerung gerecht werden. Zu dieser Bildungsarbeit beizutragen, bleiben die katholischen Verbände aufgefordert.

Wegen ihrer Bedeutung für die Bewahrung des Menschlichen sollen sie auch die eigene musische Tätigkeit anregen und fördern.

Besonders das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und die katholischen Akademien werden gebeten, das Gespräch mit allen im Bereich der Kunst Wirkenden anzuregen und aufzunehmen.

X

Die Sorge der deutschen Katholiken um die Bildungsfragen unserer Zeit darf sich nicht auf Deutschland beschränken.

Der Zusammenschluß Europas wird nur möglich oder von Dauer sein, wenn neben der wirtschaftlichen und politischen auch die kulturelle Zusammenarbeit, besonders die im Erziehungs- und Bildungsbereich, verstärkt wird. Auch ein engerer Kontakt mit den Katholiken aller europäischen Länder in breiten Schichten ist notwendig.

Das Konzil hat die eine Welt neu zum Bewußtsein gebracht. Dieses Bewußtsein hat Eingang in unser katholisches Volk gefunden. Es verpflichtet uns, die begonnenen Hilfswerke mit gesteigerter Anstrengung fortzusetzen. Dazu muß die Erkenntnis wachsen, daß Entwicklungshilfe vornehmlich Bildungshilfe sein soll. Der Dienst, den seit langem die in der katholischen Mission Tätigen leisten, fordert Anerkennung, Dank und Nachahmung. Das gleiche gilt für unsere Entwicklungshelfer.

XI

Um die vielfältigen bildungspolitischen und kulturellen Fragen ständig zu beobachten und katholische Initiativen auf diesem Gebiet anzuregen und zu koordinieren, beschließen die katholischen Verbände, einen Kulturbeirat beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken zu schaffen. Seine Mitglieder sollen im Benehmen mit den Verbänden vom Präsidium des Zentralkomitees berufen werden. Das Präsidium unterrichtet die Verbände über die Arbeit des Beirates.

Die Tage der Gottesdienste und Feiern

DER DONNERSTAG

Am Morgen des Donnerstags versammelten sich die Gläubigen auf dem Messegelände am Killesberg, um gemeinsam mit dem Erzbischof von Köln, Josef Kardinal *Frings*, das heilige Opfer zur Eröffnung des Katholikentages zu feiern. Zum ersten Male in der Geschichte der deutschen Katholikentage wurde hierbei die Messe des römischen Ritus in der Form der Konzelebration gefeiert. In seiner

Predigt bezeichnete Kardinal Frings den Stuttgarter Katholikentag als einen Markstein in der Erfüllung dessen, was von Johannes XXIII. begonnen und von Paul VI. weitergeführt worden sei.

Am Abend des gleichen Tages fanden in den Stuttgarter Pfarrkirchen Bischofsmeßfeiern statt.

DER FREITAG

Am Freitag, dem Herz-Jesus-Freitag, feierten 6000 Gläubige das heilige Opfer wiederum auf dem Killesberg. Liturge war der Bischof von Luxemburg, Leo *Lommel*, der Prediger Univ.-Professor Alfons *Auer*, Würzburg.

Am Abend versammelten sich über 25 000 zur Wort-Gottes-Feier im Neckarstadion. Nach der Kyrie-Litanei, während der die Heilige Schrift eingeholt wurde, wurde das Heilige Buch inthronisiert. Danach wurden, umrahmt von Zwischengesängen, zwei Lesungen vorgetragen (Is. 55, 1—3 6—12; Eph. 4, 14 17—30), das Evangelium bereitet, verkündet (Joh. 6, 32f. 48 51 63f. 66—69) und durch Kardinal *Döpfner* ausgelegt. Daran schloß sich das Gebet der Gemeinde (Lobpreis, Dankgebet, Fürbitten, Segenswünsche). Vorbeter war Kardinal *Bea*.

DER SAMSTAG

Tag der Begegnung

Wie auf allen Nachkriegskatholikentagen war der Samstag der „Begegnung“ vorbehalten. Aus den Begegnungen der mehr als 50 Vereine, Verbände und Gruppen ragten die Veranstaltungen der Heimatvertriebenen (Sprecher: Bischof *Janssen*, Prof. Franz J. *Wothe* beide Hildesheim), der Bundeswehr (Bischof *Hengsbach*, Essen), der Jugend (Bischof *Stangl*, Würzburg), der Frauen (Erzbischof *Jaeger*, Paderborn), der Akademiker (Weihbischof *Kampe*, Limburg, Univ.-Professor Robert *Spaemann*, Stuttgart), der deutschen Kolpingfamilie (Bischof *Bolte*, Fulda, Gerd *Ritzerfeld*, Rainer *Barzel*) und der Arbeitnehmer (Bischof *Hengsbach*, Essen, Oberbürgermeister *Hutter*, Eichstätt, Erwin *Häussler*, Stuttgart, Hans *Budde*, Köln, Christel *Brenner*, Essen) heraus.

Am Abend versammelten sich ca. 60 000 Menschen im Neckarstadion zu einer Feier, die unter dem Thema stand: „Die Verantwortung der Christen für Volk und Staat, Europa und die Welt“. Sprecher waren Ministerpräsident Kurt Georg *Kiesinger*, Prof. Paulus *Lenz-Medoc*, und der ehemalige niederländische Sozialminister, Frau Marga *Klompé*. Die Feier wurde umrahmt von Volkstänzen, Chören und Liedern.

DER SONNTAG

Der letzte Tag

Am Sonntag feierte der Apostolische Nuntius, Erzbischof Corrado *Bafle*, auf dem Cannstatter Wasen die Eucharistiefeier. An ihr nahmen 200 000 Gläubige teil. Die Predigt hielt der Bischof von Rottenburg, Carl Joseph *Leiprecht*.

Die Predigt von Bischof Leiprecht

... In dieser Stunde soll das Wort Gottes selbst zu uns reden. Wir haben es hören dürfen in der Verkündigung der Frohbotschaft nach Lukas im Kapitel 14, 1.—11. Vers. Zwei anschauliche Ereignisse spielen sich ab vor unseren Augen. Das eine ist die Heilung des Wassersüchtigen, das

andere die Beobachtung des Herrn, daß die zum Mahl geladenen Gäste für sich die ersten Plätze ausgesucht hatten.

Denket um

1. Da steht am Anfang eine ganz unerfreuliche Geschichte: Der Herr ist am Sabbat in das Haus eines angesehenen Pharisäers eingetreten, von dem er zu Gast geladen war. Aber die Einladung war keine ehrliche und aufrichtige Sache. Es heißt bei Lukas: „Sie gaben genau auf ihn acht“ (Luk. 14, 1). Wir könnten auch übersetzen: „Sie belauerten ihn.“ Und das tun sie bei dem Gast, den sie selber zu Tisch geladen hatten. Eigentlich ist dies eine ganz schäbige Haltung. Und doch geht es hier um eine wahrhaft großartige Geschichte. Der Herr kennt die Pharisäer und ihre innere Verlogenheit. Er nimmt es mit seinen Gegnern auf. „Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen?“ — so fragt er sie. Sie aber verstummen und wissen ihm nichts darauf zu antworten. Mit einer großartig herrscherlichen Geste heilt er nun den Kranken am Sabbat. Dann wendet er sich zu ihnen und spricht: „Wer von euch, dem ein Esel oder Ochs in die Grube fällt, würde ihn nicht sogleich herausziehen, selbst am Tage des Sabbats?“ (Luk. 14, 5).

Um was geht es denn bei diesem Bericht des Evangeliums? Meine lieben Brüder und Schwestern! Hier geht es um ein neues Denken. Es geht um ein neues Denken gegenüber einer engherzigen Auslegung des Sabbatgesetzes; es geht nicht um Buchstaben und Paragraphen, es geht um den lebendigen Menschen, ja es geht zutiefst eigentlich um den Willen Gottes, der über den Paragraphen des Gesetzes steht. Darum sagt ihnen der Herr in einem anderen Zusammenhang: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Der Menschensohn ist auch Herr über den Sabbat“ (Mark. 2, 27 f.). So ist auch das Gesetz — so notwendig es ist für die Ordnung der Gemeinschaft und des Gemeinschaftslebens —, so ist das Gesetz nach dem Willen Gottes um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Gesetzes willen.

Hatten schon die Propheten des Alten Bundes einen fast aussichtslosen Kampf geführt gegen eine erstarrte Frömmigkeit ihrer Zeitgenossen, so hat auch Jesus, der Herr, diesen Kampf gegen die Pharisäer und Gesetzeslehrer aufgenommen. Im Alten Bund hatte bereits Isaias seinem Volk den Vorwurf Gottes entgegengeschleudert: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit von mir“ (Is. 29, 13). Die Pharisäer und Gesetzeslehrer heißt der Herr „Heuchler“. „Laßt sie! Sie sind Blinde und Führer von Blinden“ (Matth. 15, 14).

Warum führte der Herr diesen Kampf gegen eine erstarrte Frömmigkeit? Weil er sah, wie die Heilslehre der Schriftgelehrten nicht dem entsprach, was der Wille Gottes war.

Das ist das neue Denken, das der Herr meint: die Erfüllung des Gotteswillens in allen Situationen des Lebens. So durfte der lehren, der von sich sagen konnte: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“ (Joh. 4, 34).

Meine lieben Brüder und Schwestern! Wenden wir den Bericht des Evangeliums auf unsere Zeit an. Was will denn das Zweite Vatikanische Allgemeine Konzil mit seinem Ruf zur Erneuerung und zur Anpassung an unsere Zeit? Es will das Wort des Herrn in seinem ursprünglichen Sinn hineinstellen in unsere gegenwärtige Welt. Es will uns alle aufrufen zum Leben aus dem Geiste der Frohbotschaft unseres Herrn, zur Erkenntnis des Willens Gottes.

Was will dieser Katholikentag anderes, wenn er uns zum neuen Denken aufruft? Er will unser Herz bereit machen für das Metanoie eines Johannes des Täufers: Denket um! Er will die Mahnung des Herrn uns wieder ganz neu ins Bewußtsein bringen, den Willen Gottes überall zu erkennen, im religiösen, im sozialen und im kulturellen Leben. Der Ruf des Katholikentages: Wandelt euch durch ein neues Denken! will zutiefst die Bereitschaft unseres Geistes und unserer Herzen, sich dem Willen Gottes und seiner Gnade großmütig zu stellen. Das ist das neue Denken.

Nicht Herrin, sondern Dienerin

2. Noch eine zweite Erkenntnis und Anregung nehmen wir aus dem Text des heutigen Evangeliums mit. Jesus war es nicht entgangen, daß die geladenen Gäste sich bei Tische nach vorne drängten. Sie wählten sich die ersten Plätze aus. Er aber machte ihnen deutlich, daß es im Gottesreich einen neuen Grundsatz und eine neue Haltung geben müsse, denn „jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden“ (Luk. 14, 11). Kommt uns bei dieser Überlegung nicht ein anderes Wort des Herrn in den Sinn, das er von seiner eigenen Sendung und Aufgabe gesprochen hat? „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Matth. 20, 28). Er sagte es zu seinen Jüngern: „Ich bin mitten unter euch als einer, der dient“ (Luk. 22, 27).

Liebe Brüder und Schwestern! Wir müssen eigentlich noch zwei Verse weiterlesen im Abschnitt des Evangeliums, den wir heute gehört haben. Dort sagt es uns der Herr noch deutlicher: „Wenn du ein Gastmahl gibst, dann lade nicht deine reichen Nachbarn ein, sondern die Armen und Lahmen, die Krüppel und die Beladenen. Sie können es dir nicht vergelten; dir wird vergolten werden bei der Auferstehung der Gerechten“ (Luk. 14, 3 f.).

Müssen wir nicht dankbar sein, daß Gott durch das Konzil uns alle auf die große Aufgabe der Kirche wieder hingewiesen hat, nicht Herrin, sondern Dienerin zu sein in der Liebe unseres Herrn und Meisters? Müssen wir nicht froh sein, daß uns wieder gesagt wird, die Kirche müsse sich der Armen, der Bedrängten, der Notleidenden, der Verfolgten annehmen — ja sie müsse immerzu die Kirche der Armen sein? Das ist keine neue Botschaft, meine Lieben. Es ist aber die alte Botschaft des Evangeliums neu und sozial in unsere Zeit hineingesprochen. Was wollten wir denn eigentlich mit unseren Referaten und Besprechungen, unseren gottesdienstlichen Feiern und den vielen Begegnungen anderes, als uns gegenseitig zu sagen, daß wir Brüder und Schwestern in der Liebe Christi sein sollen und wollen? Das ist die alte Botschaft des Evangeliums; das ist aber auch das neue Denken, nach dem wir uns wandeln sollen. Das meint auch der Apostel Paulus, wenn er uns im Epheserbrief sagt, daß wir in der Liebe fest gegründet und verwurzelt sein sollen (Eph. 3, 17).

Wir haben uns in diesen Tagen große Aufgaben gestellt: die Aufnahme der Anregungen des Konzils; die Erneuerung und Anpassung unseres Denkens an die Forderungen unserer Zeit; das Hereinholen der Heiligen Schrift in unser Leben und das Leben aus dem Wort Gottes. Was der Heilige Vater in seiner neuen Enzyklika als Aufgabe der Kirche bezeichnet, ist auch von diesem Katholikentag aufgegriffen worden: die Vertiefung des Selbstverständnisses der Kirche, die innere Erneuerung der Kirche nach dem Wort und Beispiel Christi, der Dialog mit der modernen Welt. Immer wieder ist diese umfassende Aufgabe

des Christen in diesen Tagen angesprochen worden. Immer wieder hat sie ihre Zusammenfassung erhalten im Leitmotiv des Katholikentags: „Wandelt euch durch ein neues Denken!“

Manchmal könnte es uns fast bange werden vor der Größe dieser Aufgaben. Vielleicht sind wir auch hin und wieder etwas unsicher geworden, wenn soviel von dem Wandel in Kirche und Welt gesprochen wurde. Rütteln wir eigentlich hier nicht an den Grundlagen unseres christlichen Seins? Sind wir nicht daran, den Boden unter den Füßen zu verlieren?

Liebe Brüder und Schwestern! Haben wir keine unnötige Sorge! Hat nicht Christus, unser Herr, mit seiner Forderung nach dem neuen Denken selber die Menschen seiner Zeit heilsam erschüttert? Es ist gut, daß wir aus einer falschen Ruhe aufgeschreckt werden. Wenn diese Tage eines bewirken sollen, dann muß es die frohmachende Erkenntnis sein, daß die Kirche bei allem Wandel der Verhältnisse jung geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Sie ist immer „Ecclesia reformanda“, Kirche, die sich fortwährend erneuert. Sie ist nach dem gedankentiefen Wort des großen Theologen Johann Adam Möhler „der unter den Menschen in menschlicher Form fortwährend erscheinende, stets sich erneuernde, ewig sich verjüngende Sohn Gottes, die andauernde Fleischwerdung desselben“ (J. A. Möhler, Symbolik, 5. Aufl., S. 337). Die Kirche — und da sind wir alle gemeint — muß auch immer bereit sein zu dem neuen Denken nach dem Wort und Vorbild unseres Herrn . . .

Die Schlußfeier

Am Nachmittag kamen noch einmal die Gläubigen auf dem Wasen zusammen. Trotz anhaltendem Regen sollen es ca. 150 000 gewesen sein. Die Veranstaltung wurde mit dem Grußwort des Präsidenten des Katholikentages, Univ.-Prof. Joseph Meurers, eröffnet. Daran schloß sich die Ansprache Mario von Gallis SJ an.

Die Ansprache von P. von Galli

P. von Galli behandelte noch einmal das Thema des Katholikentages. Er sei angeregt durch das Konzil und das Wort vom Aggiornamento. Dem lägen folgende Tatsachen zugrunde: der Wandel in unserer Zeit, die damit verbundene Bewußtseinsänderung des modernen Menschen, sein neues Verhältnis zu den Heilswahrheiten und der Kirche.

„Wenn du heute dem Menschen die Kirche vorstellst als eine große politische Macht, die aufruft zu Kreuzzügen mit Schwertern, Kanonen oder gar Atombomben, wenn du sie darstellst mit gewaltiger Pracht und Herrlichkeit in orientalischen Glanz, mit allem Drum herum, was dazugehört. Stell sie so dar, und die Welt wird die Kirche hassen — hassen! Aber stelle die Kirche dar, die jeglichem Menschen hilft, als jene, die jeglichem guten Bestreben, das es gibt auf der Erde, die Hand reicht zum Bunde. Stelle sie dar als jene, die nichts anderes will als überhaupt nur helfen und da, wo sie nicht helfen kann, sogar bereit ist, in ihren Vertretern hinunterzusteigen zu den Hilflosen und das Leid und das Schicksal der Hilflosen zu teilen und mit ihnen zu überleben, bis sie vielleicht einmal aufsteigen könnten, nur um ihnen zu bezeugen, daß man sie ernst nimmt und daß man sie schätzt und daß man sie achtet.

Eine solche Kirche wird man im großen und ganzen in

der Welt nicht ablehnen, eine Kirche, die dem Menschen es nicht mißgönnt, wenn er Wohlstand und Fortschritt hat, die nichts dagegen hat, aber die Menschen sehr wohl lehrt, sich in diesem Überangebot unserer heutigen Zeit zurechtzufinden.

Die Hauptsache, scheint mir, für die heutige Zeit, das, was uns alle charakterisiert, ist dieses: Es hat niemals eine Zeit gegeben, wo ein so großes Überangebot an den Menschen herangetreten wäre, ein Überangebot an materiellen Werten, ein Überangebot an verschiedenen Weltanschauungen, ein Überangebot von unendlicher Vielfalt. Niemals war dem Menschen bewußt, wieviel er wählen kann. Und niemals hat er so schlecht wie heute gewußt, was er wählen soll. Wie, wenn die Kirche die Macht ist in der Welt, die den Menschen lehrt, wählen zu können, auswählen zu können, christlich, so daß er wirklich ein gesunder und guter Mensch sein kann? Wenn sie ihn lehrt, wählen zu können?“

Im zweiten Teil seiner Ansprache erläuterte P. von Galli den Sinn des Katholikentagswortes (Röm. 12, 2). Aus dem Zusammenhang des Schriftwortes sei zu folgern, „daß unter anderen Verhältnissen als denen des hl. Paulus andere praktische Folgerungen zu ziehen sind, und so immer neue. Der Geist bleibt immer der gleiche: nach dem Glauben an Jesus Christus ist zu leben . . .“

Paulus schwebte freilich bei seiner Mahnung nicht ein je neues Denken von einer Zeit zur anderen vor, das durch die Anpassung an die Weltgeschichte bedingt werde, vor seinem Auge stehe jene Gott entlaufene Menschheit. „Niemand kann sie retten außer Gottes Erbarmen, denn auch in ihrer Entlaufenheit ist sie noch die seine. Diese Welt muß umdenken . . .“

Wir müßten zu den Menschen reden in ihrer Sprache, wir müßten gewiß ausgehen von ihrem Denken, uns anpassen ihrem Leben ganz und gar. Wir müßten sie kennen, wir müßten ihnen gleich sein. Aber dieses Denken dürfe nicht auf Selbstentfaltung, sondern müsse auf Selbsthingabe gerichtet sein, „denn erlöst ist die Welt durch das Kreuz, allein durch das Kreuz, und das ist eine Torheit, das ist Dummheit. Nicht die modernste Seelsorge, nicht die höchste Wirtschaft, nicht die planmäßigste Kultur erlöst die Welt, sondern immer nur und einzig das Kreuz, die Hingabe eurer Leiber, sagte Paulus, das heißt eurer selbst . . .“

Das Wort des Bundeskanzlers

In einer kurzen Ansprache bekannte sich Bundeskanzler Ludwig Erhard zu dem Programm und dem Geist des Katholikentages. Er sagte:

Es ist mir eine gern geübte Pflicht, Ihnen, den zum 80. Deutschen Katholikentag versammelten Gläubigen, die Grüße des Herrn Bundespräsidenten zu übermitteln, der sich Ihnen in treuem Gedenken verbunden weiß. Mir selbst bereitet es als Bundeskanzler und als evangelischer Christ große Freude und Genugtuung, unter Ihnen weilen und Zeuge eines so mächtigen christlichen Bekenntnisses zu den gewaltigen Aufgaben unserer Zeit sein zu dürfen.

Welcher redliche christliche Mensch fühlt sich von dem Leitwort dieses Katholikentages „Wandelt euch durch ein neues Denken“ nicht unmittelbar angesprochen, ja angeführt.

Es ist meine innerste Überzeugung: Moral, Gewissen und die bleibenden Werte und Ziele sind in den verschiedenen Lebens- und Wirkungsbereichen nicht wandelbar und auch nicht nach Zwecken modifizierbar. Jeder muß sich

seines Standortes bewußt sein. Wandelbar aber sind Staats- und Gesellschaftsvorstellungen und ist nicht zuletzt auch die Welt, in der wir leben, unser Tun im Alltag ebenso wie unser Denken, unser Bild von Gegenwart und Zukunft.

Aufgeschlossenheit und Mut zur Wandlung tun auch not, wenn wir Gottes Gebot zu erfüllen suchen, dem Menschen die Erde untertan zu machen. Aber wir trieben steuerlos im Winde, wenn wir uns anmaßen, die von Gott gesetzten ewigen Werte unserer willkürlichen Auslegung preiszugeben.

Jeder von uns erlebt täglich, wie sehr sich unsere Umwelt und mit ihr das Geschichtsbild verändert, ja, es sind fast eruptive Wandlungen unserer personalen und sozialen Lebensbedingungen, mit denen wir uns konfrontiert sehen.

Der seiner Natur nach beharrende, von Lebensangst bedrängte Mensch findet sich in der sich rasch verändernden Umwelt nur schwer zurecht. Aus diesem Grunde auch werden unsere Generationen von lebensbedrohenden Spannungen erschüttert. Wer in dieser Welt voller Gefahren, aber auch — und vergessen wir das nie — in dieser Welt voll großer Möglichkeiten des wahren Menschseins bestehen will, muß sicher in sich selbst ruhen. Ohne die Bindungen des Glaubens, ohne den festen Standort in seinen Gemeinschaften wäre der Mensch verloren. Das gilt für uns Deutsche ganz besonders. Je mehr wir — auch politisch — in die Weite streben und uns mit anderen Völkern versöhnen wollen, desto widernatürlicher wird die Trennung unseres Volkes: Wir müssen und wir werden deshalb zusammenstehen und uns von niemandem spalten lassen.

Wir alle empfinden heute als katholische und als evangelische Christen mehr als in der Vergangenheit das Gemeinsame und das Verbindende und sind uns der hohen Werte dieses Zusammenwirkens bewußt. Es stärkt uns alle.

Auch als Glieder unseres Volkes und Staates sind wir doch nicht in erster Linie Zugehörige eines bestimmten Berufsstandes — gleich ob Landwirte, Arbeiter, Angestellte, Beamte, Unternehmer oder freiberuflich Tätige; wir sind Deutsche, und wir sind Europäer.

Deutschland ist ein geteiltes Land. Unser ganzes Streben geht dahin, es wiedervereinigt zu sehen, denn wir wollen so wie jedes andere friedliche und gesittete Volk der Erde in jener Gemeinschaft leben, in die wir hinein geboren sind und die unser nationales Sein bestimmt. Dazu tun uns Einigkeit, Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung im gleichen Maße not wie die Liebe zum Frieden, das Vertrauen und die Achtung anderer Völker. Wir stehen vor schweren Monaten und Jahren. Wichtige nationale Probleme harren noch der Lösung, denn ein Teil unseres Volkes lebt noch in Unfreiheit. Es bleibt unverlierbar unsere Aufgabe, diesen Zustand mit friedlichen Mitteln zu ändern.

Das deutsche Volk hat seit Kriegsende in einer auf der ganzen Welt beachteten Leistung sein Land wiederaufgebaut. Aber bei allem Stolz auf das Erreichte kommt es jetzt darauf an, vorwärts zu blicken, die großen Aufgaben zu erkennen und sie beherzt anzupacken.

Der Auftrag, in dessen Zeichen der Deutsche Katholikentag steht, heißt uns Wissenschaft und Forschung pfleglich zu hüten und fortzuentwickeln. Zu erkennen, daß die Schöpfung Gottes nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet ist, wie es im Alten Testament heißt, entspringt christlicher Überzeugung. Wie anders sollten wir die Probleme der modernen Welt lösen können?

In dieser großen Gabe, die der menschliche Geist empfangen hat, erkennen wir das Pfund, mit dem wir zum Nutzen der Menschheit wuchern sollen. Und dennoch vergessen wir es nie, daß die Wissenschaft nicht allmächtig ist und niemals den Glauben ersetzen kann!

Das gilt um so mehr, als sich Wissenschaftlichkeit nicht in fühllosem Rationalismus oder in abstrakten Formeln erschöpfen darf. Vor der Wissenschaft steht das Verlangen nach Bildung als Ausdruck und Ziel gereifter Persönlichkeit. Dabei geht es im Ganzen nicht um die bloße Anhäufung von Wissensstoff, nicht um enges Spezialistentum, sondern um das Vermögen, in einem universalen Sinne zu einem ausgewogenen und wahrhaftigen Urteil befähigt zu sein. Es ist auch das Ziel einer solchen Bildungsarbeit, das demokratische Leben von mitdenkenden und mithandelnden Bürgern getragen zu wissen. Bewußte Bürger dieses Staates sein zu wollen und die Bereitschaft zu öffentlicher Verantwortung und zur Mitwirkung im politischen Leben sollen uns Aufforderung und Mahnung zugleich sein.

Der wache Geist, der auf diesem Katholikentag Ausdruck findet, kann auch nicht darauf verzichten, ein neues Verhältnis zur technischen Welt zu finden. Es darf nicht allein bei der Aussage bleiben, daß sie segensreich, aber auch fluchwürdig sein könne, daß wir nicht Sklaven, sondern Herren der selbst entfesselten Kräfte sein müssen.

Wenn das technische Zeitalter, das unser äußeres Leben formt, herkömmliche alte Ordnungen aufzulösen im Begriff ist, so fordert es gerade deshalb die christliche Solidarität heraus.

Die verpflichtende Partnerschaft des Menschen, ja der Menschheit, wird unverzichtbar, wenn es darum geht, unabsehbare Zerstörungskräfte zu meistern, vor allem aber die Planetenwelt zu erforschen und diese neuen Dimensionen technischer Möglichkeiten dem Menschen wahrhaft nutzbar zu machen.

Die immer vollkommeneren Beherrschung der Materie eröffnet auch den Ausblick auf eine weltweite Überwindung der Armut. Die Christenheit muß dieser Herausforderung gewachsen sein.

Im Wohlstand erkennen wir nicht das letzte Ziel unserer Politik. Ich erblicke in ihm, und das ist nicht wenig, die Voraussetzung eines von Existenzsorgen befreiten Lebens und werte das persönliche Eigentum als einen Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung. Aber dies alles bliebe schal, wenn es nicht von Verantwortung getragen wäre, von Mitverantwortung für den Nächsten, für die Familie, für die Gemeinschaft und den Staat. Denn nur so werden wir frei auch für höhere Aufgaben, für das Geistige im umfassenden Sinn, für Bildung und Kultur.

Wer zu neuem Denken bereit ist, muß auch den anderen gelten lassen und in sich selbst die Kraft finden, Selbstsucht und müde Satttheit zu überwinden. Es gilt nicht nur von Gemeinschaftsaufgaben zu reden und ihre Erfüllung zu fordern, sondern es gehört dazu die Wahrhaftigkeit, durch eigenes Verhalten zum Gelingen des Werkes beizutragen.

Als Bundeskanzler begrüße ich das Gespräch gerade auch zwischen Menschen verschiedener Kirchen, Religionen und Überzeugungen als ein Mittel zur inneren Festigung unseres Volkes.

Ich habe an dieser Stelle den Dank auszusprechen für die staatspolitische Arbeit, die auf den deutschen Katholikentagen immer wieder geleistet wurde. Der Politiker hat der Kirche aber auch für alles zu danken, was sie in tätiger Liebe für die Menschen tut, die in seelischer oder materieller Not nach Hilfe und Tröstung verlangen.

Mit der Kirche würden es alle Wohlgesinnten als segensreich empfinden, wenn zwischen den Völkern und Staatsmännern die Klarheit einer vernünftigen und aufrichtigen Sprache greifen und das Aufpeitschen des Hasses durch Verleumdungen und gegenseitige Herabwürdigung aufhören würde.

Es bedeutet einen wahren Fortschritt, wenn das, was Christen aller Bekenntnisse gemeinsam bezeugen, auch gemeinsamen Ausdruck findet und nicht zuletzt in der Politik zu verständnisvoller Zusammenarbeit führt.

Darin liegt eine starke Kraft, die sich in der Vergangenheit bewährt hat und vor allem auch unseren Brüdern und Schwestern in der Zone eine Hoffnung bedeutet.

Möge dieser Geist der Zusammenarbeit, der Gerechtigkeit und der Wahrhaftigkeit nicht nur im Leben der Christen unseres Volkes obsiegen, sondern das Zusammenleben der Völker über den ganzen Erdball bestimmen. Möge ein neues Denken uns wandeln und der friedlosen Welt wahre Gerechtigkeit und wirklichen Frieden bringen.

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Danach kündigte der Apostolische Nuntius die Botschaft Papst Pauls VI. an die deutschen Katholiken an. Sie wurde zugleich als Fernsehbotschaft über das Deutsche Fernsehen verbreitet und hat folgenden Wortlaut:

Geliebte Söhne und Töchter des katholischen Deutschlands!

Die Katholikentage sind leuchtende Marksteine in der Geschichte des katholischen Deutschlands. Wir sind daher gern der Einladung Unseres Ehrwürdigen Bruders, des Oberhirten der Rottenburger Diözese, gefolgt, um im Rahmen dieser feierlichen Stunde ein Wort an euch zu richten.

Vor allem grüßen Wir Unsere Brüder im Bischofsamt, die aus Deutschland und dem Ausland so zahlreich nach Stuttgart gekommen sind, wie auch den gesamten anwesenden Klerus. Ebenso richten Wir Unseren von Herzen kommenden Gruß an die Vertreter der Hohen Bundesregierung wie an die Behörden aus Stadt und Land von Baden-Württemberg.

Endlich grüßen Wir von ganzem Herzen die Hunderttausende von Gläubigen wie all jene, die nur im Geiste dieser erhabenen Feierstunde beiwohnen können.

Unser herzlicher Gruß gilt ebenso den evangelischen Christen Stuttgarts, die in so hochherziger Weise ihre Hilfsbereitschaft für diese Tagung bekundet haben, Stuttgarts, einer Stadt, die ob ihrer landschaftlichen Schönheit wie ihrer technischen und kulturellen Hochleistungen mit Recht zu den bedeutendsten Städten Deutschlands gezählt wird.

Geliebte Söhne und Töchter!

Dieser achtzigste Deutsche Katholikentag steht unter dem Wort der Heiligen Schrift: „Wandelt euch durch ein neues Denken!“ (Röm. 12, 2). Damit habt ihr diese Versammlung in Zusammenhang gebracht mit der großen geistigen Erneuerung, die das Zweite Vatikanische Konzil anstrebt. Möge dieser Katholikentag dazu beitragen, wie es Hauptziel des gegenwärtigen Konzils ist, daß die Bitte Christi erfüllt werde, die wir dem himmlischen Vater so oft vorbringen: „Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen, und es erneuert sich das Antlitz der Erde“ (Ps. 103, 30). Beglückt erfahren wir dabei das Walten dessen, der von sich gesagt hat: „Siehe, ich mache alles

neu“ (Offb. 21, 5). In der Tat, Gott erneuert die heutige Welt durch die gewaltigen Wandlungen, deren Zeugen und Mitträger wir sein dürfen. Wohl ist die Kirche nicht von dieser Welt. Ihre Glieder auf Erden werden deshalb durch die Veränderungen, die wir zu Beginn eines neuen Zeitalters erleben, zur Besinnung aufgerufen, damit ein jeder die geistige Erneuerung bei sich selbst beginne. Die geistige Erneuerung eines jeden, sein Leben aus Gott, in Gott und für Gott, ist die Grundlage für die geistige Erneuerung der Familie und damit der einzelnen Volksgruppen. Bei aller Anerkennung, die wir den großen technischen Errungenschaften unseres Zeitalters schulden, wird der aus dem Geiste Christi lebende Mensch sich nicht der Materie ausliefern oder sich von roher Gewalt leiten lassen, sondern sein ganzes Leben wird immer mehr geformt werden von der glühenden Liebe Christi. Durch diese Erneuerung ihrer Glieder wird aber die Kirche Christi in neuem Lichte aufstrahlen.

Diese Erneuerung bewegt sich im Geiste der jahrhundertealten Tradition und steht keineswegs im Gegensatz zu ihr. Johann Adam Möhler, der große Theologe eures Landes, sagt mit Recht: „In demselben Augenblick, in dem die Tradition aufhörte, verlöre die Kirche und alles Christentum seine Existenz“ (J. A. Möhler in: Theol. Quartalschr. 1828, S. 729). Die vom Konzil angestrebte Erneuerung der Kirche meint ja nicht eine falsche Anpassung an die Welt, vor der uns der Apostel Paulus an der gleichen Stelle warnt, an der er uns zur Erneuerung aufruft: „Machtet euch dieser Welt nicht gleichförmig!“ (Röm. 12, 2).

Wir leben in einer pluralistischen Welt. Es gibt eine Mehrheit von religiösen Bekenntnissen, jedoch nur einen wahren Glauben. Die religiöse Wahrheit ist etwas Unbedingtes, nicht etwas Relatives. Seien wir Gott demütig dankbar dafür, daß er uns ohne unser Verdienst, fast alle von uns ohne unser Zutun, zum wahren Glauben und zu seiner Kirche berufen hat. Seien wir stolz auf unseren Glauben und unsere Kirche!

Habt Vertrauen! Christus der Herr bleibt in der Kirche gegenwärtig auch in dieser Stunde und ist in ihr wirksam auch in den gewaltigen Wandlungen, die unsere heutige Welt erschüttern. In seiner ganzen Fülle wird er sich erst in der vollen Offenbarung am Ende der Zeiten erschließen. Eröffnen wir uns seinem Wort, so wird es uns, wie der heilige Petrus sagt, „eine Leuchte, die in der Finsternis Licht verbreitet, bis der helle Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in unserem Haus“ (2 Petr. 1, 19).

Das Wort Gottes ist eine Leuchte; es schenkt unserem Leben Kraft und Trost. Wie es letzte Autorität und symbolischer Brennpunkt für die Väter des Ökumenischen Konzils ist, so steht es im Mittelpunkt eurer Beratungen. Ist es doch besonderes Anliegen dieses Katholikentages, daß von der Heiligen Schrift neue Impulse ausgehen zur weiteren Entfaltung der katholischen Bibelarbeit in

Deutschland, die in Stuttgart seit langem eine verdienstvolle Heimstatt besitzt. Sie möge beitragen zur Vertiefung der theologischen Studien, zur Erneuerung der kirchlichen Verkündigung und zur Bereicherung des Gottesdienstes. Beitragen auch zur Vertiefung der religiösen Unterweisung eurer Jugend, insbesondere auch für die zur Reife gelangten jungen Menschen. Die Welt der Liturgie ist etwas Erhabenes! Was bedeutet sie aber, wenn ihre Voraussetzung, der Boden, über den sie sich wölben soll, das klare, umfassende, überzeugende Wissen um den Glauben, fehlt? Wo heute das Wort an die Gläubigen gerichtet wird, hat die Glaubenslehre, die in der Heiligen Schrift grundgelegt ist, den ersten Platz.

Wir wünschen allen einen felsenfesten, lebendigen Glauben. Seid betende Menschen! Pflegt gewissenhaft das gemeinsame Gebet in der Familie! Habt den Mut, Ehe und Familie aufzubauen nach Gottes Gesetz! Dann wird Gottes Segen nicht fehlen. Schafft ein Klima, in dem der Ruf Gottes zum Priestertum und Ordensstand gehört und befolgt werden kann. Denkt an eure Ordensgemeinschaften! Die ihnen gestellten Aufgaben werden immer größer und die jungen Kräfte immer weniger. Unterstützt den Ruf Gottes!

Euch Priestern aber gilt Unser herzlicher Glückwunsch zu eurem opferfrohen Einsatz. Ihr seid bestrebt, euch den heutigen Lebensformen anzupassen, um eure Mitmenschen nicht abzustoßen, sondern sie zu gewinnen. Die Kirche weist dabei die rechten Grenzen, die durch den Grundsatz gesteckt sind, daß der Priester zu jeder Stunde im Dienst des gläubigen Volkes steht. Im Gottesvolk Glaubensbewußtsein, Glaubensfreude, Glaubensmut zu wecken und zu pflegen, dazu rufen Wir euch von Herzen auf. Seid eingedenk, euer Wirken gewinnt den Menschen, wenn es aus dem vertrauten Umgang mit Gott und aus der Liebe zu Christus hervorgeht. Der aus dem Glauben und im Glauben lebende katholische Mensch ist der höchste Wert, den die Kirche zur Schaffung einer neuen Welt beizusteuern vermag.

Möge das Erlebnis des Katholikentages euch allen Ansporn sein, das Ungute zum Guten zu wenden und das Gute noch besser zu machen! Als Unterpand dieses eures Wollens und Vollbringens erteilen Wir euch, insbesondere euren hochverdienten Oberhirten, euren Seelsorgern, euren Familien, euren Gemeinden und Organisationen, nicht zuletzt auch den Tausenden von Gastarbeitern wie den ausländischen Studenten, aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

In einem letzten Wort wandte sich der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Karl Fürst zu Löwenstein, noch einmal an die Versammelten und dankte allen, die bei der Vorbereitung und Gestaltung dieser Tage mitgeholfen haben.

Mit den Fürbitten und dem Segen schloß die Feier.